Karl Lamprecht

Rektoratserinnerungen

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.G. Gotha

Z. XI.

Karl Lamprecht

Rektoratserinnerungen

herausgegeben von
Dr. Arthur Köhler

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha 1917

Gesetzliche Schutzformel
gegen Nachdruck und Übersetzung in den Vereinigten Staaten:
Copyright 1917 by Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes, vorbehalten

Vorwort des Herausgebers

Karl Lamprecht, dem ich jahrzehntelange unbedingte und opferbereite Gefolgschaft geleistet hatte, hatte mir im Frühjahr 1913 die nachfolgenden Erinnerungen mit dem ausdrücklichen Wunsche einstiger Veröffentlichung übergeben. Dieser Auftrag sowie der letzte Wille Lamprechts, der mich als Mitherausgeber seiner nachgelassenen Schriften bestimmt, sind mir ein teures Vermächtnis und eine unabweisbare Pflicht vollempfundener Pietät geworden. Von dieser Pflicht konnte und durfte mich daher auch nicht die Rücksicht auf meine amtliche Stellung an der Universität entbinden. Wußte ich doch, daß Karl Lamprecht mich als Herausgeber bestimmt hatte einmal, weil ich alle in diesen Schriften erwähnten Hochschulfragen ihrer Entstehung und Entwicklung nach genau kannte und des weiteren seine Stellungnahme zu ihnen mir aus hundertfachen Gesprächen und vertraulichen Mitteilungen genau bekannt war, zum andern, weil er, wie er das mir offen ausgesprochen, „aus der ihm bezeugten Treue auf diese Eigenschaft auch für die Bearbeitung seiner nachgelassenen Schriften rechnen zu können glaubte". Aus diesem Grunde habe ich mich bemüht, die Erinnerungen Lamprechts möglichst so zu veröffentlichen, wie er sie im Winter 1912/13 im raschen Diktat niedergelegt hatte. Seine zweifellos teilweise subjektiven Gedanken über Erlebtes, seine Eindrücke und Empfindungen aus dem Rektoratsjahr sollen möglichst in voller Reinheit zur Darstellung kommen, mögen sie gleich diesem oder jenem nicht willkommen sein.

Nur bei der Erwähnung von persönlichen Angelegenheiten, die der Verstorbene bei längerer Lebenszeit später selbst milder beurteilt und dargestellt hätte, habe ich eine schonendere Fassung gewählt. Die ausdrücklichen Weisungen, mit denen Karl Lamprecht mir im Jahre 1913 das unfertige Manuskript übergab, geben mir nicht nur das Recht, sondern machen es mir zur Pflicht, diese geringfügigen

Änderungen vorzunehmen. Dies gilt auch von der Prüfung und Feststellung aller tatsächlichen Angaben, die mir allerdings durch meine bisher ununterbrochene Feldzugsteilnahme mit den mir für die Bearbeitung des Manuskriptes verbleibenden kurzen Urlaubsfristen sowie durch den Umstand, daß mir natürlich die Akten nicht zugänglich waren, sehr erschwert wurde.

So bringe ich dieses erste Stück seiner Lebenserinnerungen in die Öffentlichkeit. Möchte es dem Andenken des großen Historikers dienen, dessen Genialität auch aus diesen persönlichen Dokumenten herausleuchtet.

Bad Reichenhall, den 25. Februar 1917.

Dr. Arthur Köhler.

Im Juli 1910 gegen Schluß des Sommersemesters wurde ich gegen meine Erwartung und infolgedessen zu meiner Überraschung zum Rektor der Universität Leipzig gewählt.

Die Stellung eines Rektors an der Leipziger Universität darf man wohl als beträchtlich bezeichnen. Vor allem: sie wurzelt ganz in der fünfhundertjährigen Vergangenheit der Hochschule. Wenn am Tage des Reformationsfestes, am 31. Oktober, die Honoratioren Leipzigs und die studentischen Korporationen, letztere in dem vollen Glanze ihrer akademischen Gala, des sogenannten Wichses, und dazu neuerdings auch noch die Vertreter der allgemeinen studentischen Verfassung[1]) in der Aula versammelt sind und dann der akademische Lehrkörper in die Menge dieser ehrfurchtsvoll und stehend sie erwartenden Festteilnehmer einzieht, so beginnt eine Handlung, die recht eigentlich für den Historiker und darüber hinaus für den Liebhaber von Altertümern und historischem Gepränge geschaffen zu sein scheint.

Nachdem die feierlichen Fanfaren, die den Einzug der Professoren begleiten, verklungen sind, besteigt der Rektor des abgelaufenen Jahres in all der altertümlichen Pracht seiner Amtskleidung das Katheder. Da rauscht die schwarzseidene Soutane — wenn sie auch der Regel nach nicht mit der Eleganz getragen wird, die den besseren Angehörigen der katholischen Kirche, wenigstens in romanischen Ländern, zur täglichen Gewohnheit geworden ist —, da leuchtet darüber der purpurne, hermelinbesetzte Samtüberhang, in dessen wiederholt erneutem Stoff sich dennoch die Spuren der ursprünglichen Stickereiausstattung aus dem Jahre 1409 noch nachweisen lassen, da macht der schimmernde Übergang der Farben dieses Überhanges, der in dem jetzt vorhandenen Exemplar aus dem Jahre 1826 stammt, hinein ins Violette in seinen tausend Schattierungen ganz den Eindruck des Altehrwürdigen, zumal darüber noch die schwere

[1]) Das ist die Vertretung der korporierten und nichtkorporierten Studentenschaft (siehe S. 43 f.). D. H.

Gnadenkette hängt, welche die Huld der sächsischen Könige dem Rektor verliehen hat, und da wird das Haupt des Rektors durch ein kühnes, goldgesticktes Barett im Stile der Humanistenzeit verschönt und günstigstenfalls ins Künstlerische gehoben, so daß im ganzen ein Stück längst vergangener Pracht und längst vergangener Formen der Bezeichnung äußerer Würde vor dem erstaunten Zuschauer auftaucht. Und dies Bild wird bei dem Einzug des Professorenkollegiums noch gehoben durch die verwandte Ausstattung der vier Dekane[1]) und die in rotem Talar vor dem Rektor herschreitenden Szepterträger, die mit ihren schweren gotischen silbervergoldeten Szeptern, noch einer Reliquie des 15. Jahrhunderts, die einstige äußere Selbständigkeit der großen wissenschaftlichen Korporation, der sie eignen, versinnbildlichen.

Der Rektor steht also nunmehr in all jener archaischen Ausstattung, die, wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, fast an die uralte Ausstattung der ehemaligen Kaiser des alten römischen Reiches erinnert, auf dem Katheder. Der bisherige Rektor verliest nun einen Bericht über die Ereignisse des letzten Jahres, der freilich heutzutage, wo es sich nicht mehr um die Mitteilung kleiner und großer Schicksale von etwa 600 oder 1000, sondern bei weitem mehr als 6000 Personen handelt, manchmal ein bißchen länglich ausfällt; und er schreitet dann zu einer merkwürdigen Amtshandlung, die das Mittelalter noch unmittelbarer vor dem Zuschauer erstehen läßt. Er nimmt an seinem Nachfolger eine ganz regelrechte Investitur vor, und zwar, wie man das im Mittelalter liebte, in sinnlichster Form, wie man vielleicht in der Neuzeit zu sagen geneigt wäre, in des Wortes verwegenster Bedeutung. Er bittet seinen Nachfolger, die Stufen des Katheders zu ihm emporzusteigen, und dieser gehorcht dem Winke, nur über dem Frack mit einer seidenen Soutane bekleidet, aus der allenfalls völlig stillos moderne Orden als die viel geliebten Symptome eines jüngeren Zeitalters hervorlugen. Während die Versammlung aufgestanden ist und stehend

---

[1]) Die Gewänder der Dekane sind dem des Rektors in bezug auf die Form und das Material gleich. Sie sind ebenfalls aus Samt mit Hermelinbesatz, nur etwas weniger reich bestickt. Die Gewänder der Dekane der juristischen und der medizinischen Fakultät sind von karmesinroter Farbe und mit Gold bestickt, die der Dekane der theologischen und philosophischen Fakultät von tief violetter Farbe und mit Silberstickerei verziert. Die Baretts sind in der Form dem des Rektors gleich, aber die Farbe ist jeweilig der der Gewänder angepaßt. Unter dem Überwurf wird von allen ein gleicher schwarzseidener langer Talar getragen. D. H.

verharrt, führt der alte Rektor durch Abnahme des Amtseides auf die Statuten und Rechte der Universität den neuen Rektor als Oberhaupt der Universität ein, indem er sich von den Pedellen der Kette und des Amtsmantels wie des Baretts entkleiden läßt und den Befehl gibt, diese Stücke dem neuen Rektor umzulegen. Darauf übergibt er ihm das Siegel der Universität, das Statutenbuch und den Schlüssel zu dem Haupttor der Universität und erklärt ihn mit alledem echt symbolisch zum nunmehrigen Herrscher des kleinen wissenschaftlichen Staates. Den Schluß der ganzen Handlung bildet eine Art Huldigung. Der gewesene Rektor begrüßt den neuen Herrscher, der nunmehr die volle Höhe des Katheders erstiegen hat, in eben dieser Eigenschaft und wünscht ihm als erster ein glückliches Amtsjahr.

In dieser Form, an der einzelnes wohl geändert sein mag, hat sich der Rektorwechsel offenbar von Jahrhundert zu Jahrhundert an der Leipziger Universität vollzogen. Und es ist richtig, daß man pietätvoll an ihm festhält, bringt er doch die ganze Selbständigkeit der großen Korporation auch äußerlich alljährlich einmal in volle Erinnerung. Denn in dieser Universität stehen wir auf einem Boden, auf dem sich bei aller, übrigens sehr freundlichen Teilnahme der Staatsregierung zwar Gesetze und Rechte stetig erneuern und ändern, aber sich doch in einem sehr eigentümlichen Wachstumsprozeß fortentwickeln, in einer Autonomie, die durch die Unklarheit, welche die Stellung der Universität innerhalb der Landesverfassung kennzeichnet, sowie durch die dem Laien nur schwer verständlichen wissenschaftlichen Lebensaufgaben einer Hochschule wirksam gesichert ist und für die es nicht ohne Bedeutung bleibt, daß die Universität Leipzig auch noch immer mit ihrem weitausgedehnten Grundbesitz, der heute etwa einen Wert von 30 Millionen Mark haben mag, selbst finanziell gegenüber den staatlichen Behörden eine nicht verächtliche selbständige Stellung einnimmt.

Nach der Investitur folgt noch eine längere wissenschaftliche Rede des neuerwählten Rektors, bis die ganze Feier schließlich, meist sehr zur Befriedigung der Zuhörer, in einem kurzen musikalischen Schluß ausklingt. Nun beginnt für den Rektor alsbald eine Reihe repräsentativer Pflichten, die den Tag der Rektoratsübernahme für ihn recht anstrengend gestalten. Die sämtlichen studentischen Korporationen der Universität Leipzig machen ihm nach altem Brauche in seiner Wohnung eine erste Aufwartung. Sie alle in ihrem vollen Wichs mit den prallen weißen Hosen, den glänzenden hohen Reiterstiefeln, der Pekesche, dem Barett oder Zerevis — eine Fülle blühender Jugend, der der

Rektor guttun wird, schon um der Bedienung dieser zahlreichen Gäste willen, die nebenher auch auf ein Glas Champagner mit einiger Sicherheit rechnen, einen Kranz blühender junger Mädchen gegenüberzustellen. Ich habe dies mit vollem Erfolge getan und mich mit gleichem Entzücken an der weiblichen Jugend wie an der Pracht der etwas zu rasch vorübergehenden Bilder der Korporationsstudenten geweidet. Neben diesen von altersher gewohnten Gästen findet sich dann neuerdings auch noch die Gesamtvertretung der Studentenschaft, der große Ausschuß, insbesondere der Teilausschuß der Nichtinkorporierten, ein; sehr modern, schwarzer Frack, weiße Binde, sehr modern auch in der übrigen Erscheinung, meist große, hohe Gestalten, die über das Durchschnittsmaß der abblühenden Generation merklich hervorragen, darunter, wie man wohl erkennen kann, nicht wenige Vertreter der Leichtathletik, vielleicht sogar auch einige vom schweren Kaliber, im ganzen offene, frische Menschen, denen man das Schicksal der künftigen Generation, wenn sie überall in Deutschland in gleicher Zahl und Kraft heranwachsen, mit Vergnügen anvertraut sieht. Kaum aber ist die Fülle dieser Erscheinungen verschwunden, so nahen sich dem geplagten Rektor, der übrigens schon vor der feierlichen Investitur in der Aula ganz früh am Morgen durch einen Besuch und ein Ständchen des Universitäts-Sängervereins zu St. Pauli begrüßt worden ist, nicht minder wichtige Pflichten. Schon in ziemlich früher Nachmittagsstunde beginnt das in Leipzig wohlbekannte Rektoressen, zu dem außer dem bei feierlichen Vorgängen üblichen Kreis von sogenannten Spitzen, vor allem auch die Mäzene der Universität sowie die Dozenten geladen sind. Dies Essen hat den üblichen Verlauf solcher eigentlich müßigen Beschäftigung. Wohl mag das Festessen da und dort Freundeskreise innerhalb der Dozenten erweitern oder enger gestalten, wohl mögen in ihm manche Bekanntschaften geschlossen werden, die persönlich und wissenschaftlich von guten Folgen sind, wie denn auch bei dieser Gelegenheit die während des Jahres neu eingetretenen Kollegen vorgestellt und in einem Toast begrüßt werden; im ganzen bleibt es doch bei der sehr individualistischen Art der Empfindung und der Lebensauffassung gerade der Hochschullehrer hinter der Bedeutung zurück, die ein solches großes Essen von mehreren hundert Personen in anderen Berufskreisen haben würde.

Es hat allerdings in Leipzig eine Zeit gegeben, wo diesem Essen durch hervorragende Toaste eines Mitgliedes der medizinischen Fakultät noch eine besondere Anziehungskraft verliehen wurde. Gegen Schluß des Mahles, in jenem bei deutschen Essen sehr häufigen

Augenblicke, wo infolge der Erregtheit der Mitteilungen jeder mit erhöhter Stimme spricht und darum einer den anderen nicht mehr ganz versteht, pflegte sich dieser Kollege, eine hochragende Gestalt mit einem ehrwürdigen Kopfe, der auch noch im hohen Greisenalter die deutlichen Spuren ehemaliger Schönheit trug, zu erheben und dadurch allein schon Ruhe herzustellen. Man verließ die Plätze, man drängte sich um ihn, und nun begann er einen jener sarkastischen Toaste zu halten, zumeist auf den neuen Rektor, die er dann, ein echter Künstler, in den nächsten Tagen im stillen Kämmerlein zu bereuen pflegte. Ich erinnere mich noch wörtlich des Anfangs eines Toastes, den er einem durch seine Psychoseriecherei bei jeglicher Art von Anormalität bekannten Psychiater widmete. Da hieß es: „Als der Kollege X. heute morgen erwachend über die Schwelle seines Bewußtseins trat, fand er sich Rektor geworden. Nun, Gott sei Dank, bis jetzt ist unter den Kollegen noch alles gut gegangen, und die Fenster der Universität sind noch nicht vergittert.“ Dieser humorvolle Redner hat leider keinen Nachfolger gefunden. Man darf aber vielleicht auch sagen, daß die seelische Umwelt in der Universität sich inzwischen so weitergestaltet hat, daß ein solcher Nachfolger unmöglich wäre.

Für den neuen Rektor hat die ganze Einrichtung dieses Festessens das Gute, daß er damit eigentlich aller Repräsentationspflichten, soweit sie aktiver Natur sind, für ein Jahr enthoben ist. Zwar ist von einem Rektor gegen Ende des 19. Jahrhunderts noch ein Empfang der Korporationsstudenten in einem sogenannten Bierabend eingerichtet worden, dem neuerdings auch der verfassungsmäßige Ausschuß der Studentenschaft beiwohnt. Man weiß aber eigentlich nicht, welchem Zwecke dieser Abend dienen soll, in welchem die einzelnen Studenten nach Korporationen und sonstigen sie scheidenden Zusammenhängen getrennt zusammensitzen und sich eines angenehmen kalten Abendessens mit Bier erfreuen, es sei denn, daß man, wie das mit mancher Einrichtung an der Universität der Fall ist, das Daseinsrecht dieses Abends als allein schon durch die Tatsache seiner Existenz gesichert ansähe. Dem Rektor verschlingt dieser Abend einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner Repräsentationsgelder, der zum Besten der Studentenschaft um vieles wirksamer in anderer Weise angelegt werden könnte.

Ist aber bei dem Rektoramt wirklich die Repräsentation die Hauptsache? Es hat in Leipzig wie an anderen Universitäten immer Rektoren gegeben, die die Sache, wenn auch in dem etwas weiteren

Sinne des Wortes Repräsentation, so angesehen haben. Unsere Universitäten erfreuen sich fast durchweg einer guten Verwaltung, die unter der Leitung eines Universitäts-Sekretariats und einer Quästur, oder auf welche Ämter sonst die oberen Funktionen verteilt sein mögen, in sich wohl gegliedert, sozusagen, oder wenigstens vom Standpunkte des Rektorats aus gesehen, autoritativ funktioniert. Die Leipziger Verwaltung ist infolge der großen Geeignetheit des Universitätsrats für seine Stellung in dieser Beziehung ganz ausgezeichnet und bedurfte zu der Zeit, da ich mit ihr zu tun hatte, wohl nie eines Eingriffs oder gar einer Verbesserung. Neben einer solchen Verwaltung ist es nun in der Tat möglich, als Rektor nur repräsentativ tätig zu sein, in dem Sinne, daß man unterschreibt, Sitzungen präsidiert, Einladungen nachkommt, Kondolenz- und Glückwunschschreiben richtig besorgt, die Kollegen als primus inter pares wohlwollend behandelt, die Studenten immatrikuliert und die dafür erfolgenden Sporteln in Empfang nimmt usw. Allein die richtige Absicht der Institution eines Rektors ist dies nach meiner Auffassung doch nicht. Eine Meinung, wie die vorgetragene, könnte doch wohl nur um sich greifen, wenn die deutschen Universitäten in einem Paradiese lägen, das jeder Entwicklungsmöglichkeit entzogen ist, oder wenn man der Meinung wäre, die Fortbildung der Universitäten sei Aufgabe höherer Kräfte und durch den Untertanenverstand der Universitätsangehörigen nicht weiter zu stören. Dieser Anschauung wird man nun in Zeiten, in denen die Reformbedürftigkeit der deutschen Universitäten immer mehr hervortritt und in denen es schon dem Laienverstand klar wird, daß man in der Entwicklung dessen, was von einer modernen Hochschule zu fordern ist, noch schärfer vorgehen könnte, gewiß nicht beitreten wollen. In solchen Zeiten wird man sich doch erinnern müssen, daß das Wort Rektor von „regere“ herkommt, und das heißt „regieren“, wie denn das Wort Professor von „profiteri“ und das heißt „bekennen“ seinen Ursprung genommen hat. Wie dem nun aber auch sei: ich hatte, nachdem ich meinen Einführungstag glücklich wie einen vierten Akt der Zauberflöte überstanden hatte, die entschiedene Absicht zu regieren.

Natürlich mußte dies eine Kritik der bestehenden Zustände zur Folge haben. Aber auf diesem Gebiete war ich kein Neuling. Ich hatte mich auch, obwohl ich mich über diese Dinge nie ausgesprochen hatte, keineswegs mit einer negativen Kritik begnügt, sondern im stillen für mich ein ganzes Reformprogramm entwickelt, das ich jetzt,

Staatsuniversität Wisconsin, der im Wintersemester 1911/12 die Roosevelt-Professur in Berlin versehen hatte, in Leipzig als Austauschprofessor tätig gewesen.

Inwieweit die Einrichtung eine dauernde werden wird, ist dabei vorläufig noch nicht abzusehen.[1]) Entscheidend hierfür müssen mehr oder weniger die Sympathien werden, welche man aus dem Schoße der Universität der neuen Professur entgegenbringt. Die Stimmung war hier zuerst sehr zurückhaltend, später wohl gegenüber Reinsch ein wenig mehr entgegenkommend. Daß aber das Eis der Leipziger Abgunst gegenüber der Idee der Austauschprofessur überhaupt gebrochen wäre, wird man schwerlich behaupten können.

Etwas mehr Glück, ja eigentlich einen durchschlagenden Erfolg, hatte ich mit einer Ausstellung in der Aula zur Veranschaulichung der Fortschritte des amerikanischen Universitätswesens. Professor Tombo jun. von der Columbia-Universität hielt im Laufe des Wintersemesters 1910/11 in Deutschland Vorträge über amerikanische Universitäten, und der Schauapparat, der für diese Vorträge an und für sich notwendig war, wurde dann zu einer wirklichen Ausstellung erweitert, neben der selbstverständlich auch Vorträge von Professor Tombo hergingen. Nun würde allerdings das Besuchspublikum für eine derartige Ausstellung gering gewesen sein, wäre man bei der bloßen amerikanischen Idee stehen geblieben. Ich verknüpfte daher diesen Gedanken mit einem Wunsche, der schon wiederholt aus akademischen Kreisen laut geworden war. In dem Jubiläumsjahre 1909 war der Universität eine große Anzahl von Adressen von den verschiedensten gelehrten Körperschaften, insbesondere den Universitäten aller Weltteile überreicht worden. Daneben waren auch sonst noch einige interessante Geschenke, namentlich gegossene und getriebene Sachen in Edelmetall und Bronce verehrt worden. Gern hätte man alle diese Dinge, deren äußerer und innerer Wert während der Festtage des Jubiläums natürlich nicht zur Würdigung gelangte, einmal später in Muße beisammen gesehen und freundlicher Vergleichung unterworfen. Doch war es bisher bei dem frommen Wunsche geblieben. Man konnte sich außerdem auch sagen, daß eine bloße Ausstellung von Hunderten von Adressen, in denen naturgemäß der Hauptsache nach dasselbe in sehr verwandten Formen gesagt war, nur schwer über das Niveau der Langweiligkeit hinausgebracht werden konnte. Jetzt, in der Kombination mit der amerikanischen

[1]) Tatsächlich ist die Einrichtung in Leipzig keine dauernde geworden. D. H.

sehr gegen mein Erwarten, durchzuführen imstande war, wenn ich diesem Plane ein volles Jahr meiner Tätigkeit widmete. Die Aussichten, in dieser Hinsicht etwas zu erreichen, waren nicht schlecht, eben weil ich in gewissem Sinne vorbereitet war. Ein Jahr der Führung an der Spitze einer so großen Institution, wie es jede Universität und besonders die Universität Leipzig ist, bedeutet eine überaus kurze Frist, und nur derjenige, der von vornherein mit klarer Absicht und sicherem Plane, wie man sich im Mittelalter ausgedrückt haben würde: reinen und unmeinen Herzens an die Dinge herangeht, wird den Erfolg an sich fesseln können. In dieser Hinsicht durfte ich guten Mutes sein, und so ging ich vom ersten Tage an rasch ins Zeug, ja, ich hatte eigentlich schon, wie sich sogleich zeigen wird, in einer schwierigen Angelegenheit unmittelbar nach meiner Wahl zu wirken begonnen.

Übersah ich nun die allgemeine Lage der Universität, so schien es mir vor allem, daß sie von dem durch sie selbst gezogenen, in mancher Beziehung recht eng gewordenen geistigen Horizont befreit und einem höheren Horizont zugeführt werden müsse. Das gesamte Leben der Universität, wie dasjenige anderer deutscher Universitäten war, so konnte man wohl sagen, mit der inneren Entwicklung Deutschlands seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht gleichmäßig fortgeschritten. Am ehesten war dies vielleicht noch in den Naturwissenschaften der Fall; aber in den Geisteswissenschaften, die noch immer wesentlich die Signatur der Gesamtuniversität bestimmten, zeigten sich in dieser Richtung bedenkliche Mängel. Die führende Stellung unter ihnen beanspruchten noch immer die Wissenschaften des klassischen Altertums, trotz aller Schulreformen der beiden Jahrzehnte, die sich um das Jahr 1900 vorwärts und rückwärts gruppieren. In den Einzeldisziplinen herrschte noch durchaus die Fortentwicklung des arbeitsteiligen Betriebs, in den man durch den beschränkten Realismus und Historismus der dreißiger bis siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts geraten war. Fast jede Einsicht zur Synthese fehlte, und die damit gegebene Verengung zeigte sich bei den einzelnen Kollegen so evident, daß sie, in der ihnen selbst unbewußten Entfremdung von Leben und Gegenwart, nur zu leicht der Spielball von Intriganten werden konnten, die dem großen Lehrerkollegium der Universität ebensowenig fehlten, wie irgendeinem anderen Kollegium dieser Art an anderen Orten und zu anderen Zeiten. Ich hatte es immer empfunden, daß ich mit meinen Auffassungen außerhalb des maßgebenden Betriebes stand, und mir ist von Dutzenden

klarerer Köpfe unter den Studierenden versichert worden, daß der Kontrast meiner Auffassung im Verhältnis zu der eben gekennzeichneten, wie er auch in den Lehrvorträgen hervortrat, einfach der des Lebens und der Scholastik sei. So wußte ich wohl, daß ich bei jeder Maßregel, die der allgemeinen Erweiterung des Horizontes der Universität dienen konnte, soweit man mich verstehen würde, auf energischen Widerstand, und soweit man mich nicht verstehen würde, auf instinktive Abneigung stoßen würde. Aber ich stand am Beginn einer für mich neuen Tätigkeit. Ich trug in mir all die Sehnsucht, praktisch zu handeln, die den bis dahin theoretisch tätigen Mann der fünfziger Jahre kennzeichnen mag, und ich wußte mich am Anfange einer Amtstätigkeit, die mir nach so vielen Seiten hin freie Bewegung zu sichern schien.

Unter den soeben geschilderten Umständen war für mich die Ausdehnung der zunächst für Berlin begründeten Einrichtung der Austauschprofessur auf Leipzig einer der ersten Punkte, auf den ich stoßen mußte; und eben in dieser Richtung war ich schon infolge meiner amerikanischen Beziehungen vor Übernahme des Rektorats seit den Tagen meiner Wahl tätig gewesen.

Ich wußte, daß der Präsident der Columbia-Universität in Neuyork, Butler, durch dessen Hände das Berliner Austauschwesen lief, schon längst die Absicht hatte, neben der amerikanischen Austauschprofessur an der Universität Berlin verwandte Einrichtungen an den Universitäten Wien, München und Leipzig anzuregen. So wandte ich mich wegen der Austauschprofessur in Leipzig an ihn. Er ging lebhaft auf das Angebot ein, während ich die Zustimmung des Reichskanzlers und des preußischen Kultusministers nachsuchte. Verhandlungen mit dem Kultusministerium in Dresden führten bald zu einer Übereinstimmung der Absichten. In diesem Moment ergab sich ein sehr merkwürdiges Hindernis. Ein späterer Ministerialdirektor im preußischen Kultusministerium, der damals in anderer Stellung unter anderem mit der Behandlung der Austauschangelegenheiten beauftragt war, widersprach, als ihm Butler gelegentlich des Berliner Universitätsjubiläums einen Besuch im Kultusministerium machte. Da man jedoch in Berlin an entscheidender Stelle der Begründung einer Austauschprofessur an der Universität Leipzig keinerlei Hindernisse entgegenstellte, gelang es auch, den Widerstand des späteren Ministerialdirektors zu beheben. Die Verhandlungen sind schließlich von dem Dresdener Ministerium zu Ende geführt worden, und tatsächlich ist während des Sommersemesters 1912 Professor Reinsch von der

Ausstellung, erschien dies weit eher möglich, und so machte ich mich denn daran, nachdem der Senat die Benutzung der Aula bewilligt hatte, die Ausstellung durchzuführen. Sie hat dann durch eine Anzahl von Tagen hindurch bestanden. Der Anfang war bedenklich, nur wenige Personen waren in dem weiten Raume zu erblicken; aber sehr bald sammelte sich mehr Publikum. Zunächst war es die junge Welt der Studenten, dann aber stellten sich auch die Dozenten ein, und schließlich war das Gedränge in den Hauptbesuchsstunden so stark, daß an eine Verlängerung der ursprünglichen Dauer gedacht werden mußte. Dabei zeigte sich, daß eben im Gegensatz zu den Adressen die mannigfache Welt der amerikanischen Dinge das Interesse stark gewann, so daß die Hoffnung ausgesprochen werden durfte, es werde für Universitätsdinge immerhin durch diese Vorführung im Zusammenhang mit den gleichzeitigen Vorlesungen von Professor Tombo ein freierer Blick als bisher gewonnen werden.

Zwischen die Durchführung dieser Ausstellung hin zogen sich weiterhin Geschäfte, die auf die Begründung einer akademischen Auskunftstelle, wie sie schon in Berlin unter der vorzüglichen Leitung von Professor Paszkowski bestand, hinausliefen. Auch auf diesem Gebiete erfreute ich mich sofort lebendiger Zustimmung in Dresden, und auch in den Universitätskreisen wurde die Wichtigkeit einer solchen Einrichtung bald erkannt. Die prinzipiellen Verhandlungen verliefen infolgedessen rasch und glücklich. Umsomehr häuften sich später die Schwierigkeiten bei der Durchführung. Weder Räume noch Geldmittel waren leicht zu beschaffen, und die Verhandlungen darüber haben sich noch bis in die erste Hälfte der Amtszeit des übernächsten Rektors erstreckt. Besondere Schwierigkeiten veranlaßte die schon während meiner Amtszeit zu lösende Personenfrage. Die Verhandlungen mit mehreren, anscheinend für den Zweck geeigneten Kräften, darunter auch einem außerordentlichen Professor, zerschlugen sich, so daß mir schließlich nichts übrigblieb, als in der für den beabsichtigten Zweck allerdings in hohem Grade geeigneten Person von Herrn Dr. Arthur Köhler einen mir recht schmerzlichen Vorschlag zu machen, denn Köhler hatte sich bei der Begründung und Ausgestaltung des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte von den ersten Anfängen an bis zu der Zeit hin, da das Institut über 300 Mitglieder in den weit ausgedehnten Räumen des ersten und zweiten Stockwerks des „Goldenen Bären" besaß, derart bewährt, daß ich mich nur im letzten Notfalle von ihm trennen mochte. Dabei mußte ich mir freilich auf der andern Seite auch sagen, daß für Köhler die Zeit, eine selbständige Stellung

einzunehmen, gekommen sei, und daß ich ihn mit dem Vorschlage an eine Stelle bringen würde, die voll zu entwickeln und auszufüllen er wie wenige andere geschaffen sei. Hatte er doch bereits früher aus eigenem Antrieb seine Amtstätigkeit als Direktorialassistent des Instituts im engen Rahmen des Spezialstudiums der Geschichte zur Auskunfterteilung und Beratung über die Frage der Anlage des Studiums benutzt. Des weiteren war er mit der damals noch bestehenden Freien Studentenschaft in Verhandlungen getreten über die Art einer Erweiterung derartiger Berufsberatung über das Fach der Geschichte hinaus. Ich schlug ihn also aus bestem Gewissen dem Senat zur Wahl vor, und ich habe später mit Freuden beobachten können, mit welcher Passion er sich dieser für ihn neuen und auch infolge innerer Schwierigkeiten keineswegs leichten Aufgabe unterzog und wie es ihm gelang, auch den nach meinem Amtsjahr folgenden Rektoren die teilweise wohl anfänglich vorhandenen Bedenken gegen seine Geeignetheit für diese Stellung zu beheben, so daß die Wahrnehmungen, die sie bei dieser Gelegenheit machten, für Köhler ebenso günstig waren, wie sie mich mit ihm in ein innigeres freundschaftliches Verhältnis brachten.

Im übrigen sind die Möglichkeiten, an deutschen Universitäten den internationalen und universellen Zug zu stärken, nicht eben stark vertreten. Man muß dabei bedenken, daß diese Universitäten wohl am Beginn des 19. Jahrhunderts unter dem Einflusse des deutschen Idealismus eine gewaltige oder wenigstens pathetische Erhebung ins Universelle genommen hatten und dem Ziele freier Bildungsanstalten, wie man es etwa letzten Wünschen Wilhelm von Humboldts entnehmen konnte, wenigstens teilweis zusteuerten, daß sie aber im Laufe des Jahrhunderts in vielem Betracht von diesem hohen Ziele abgekommen waren. Die nationale Einheitsbewegung, die aus den Universitäten und nicht zum geringsten aus dem Kreis der Dozenten so wertvolle und durchschlagende Unterstützungen erfahren hatte, verlief bekanntlich schließlich in kriegerischen und administrativen Bahnen, und damit bereitete sich jener Bureaukratismus vor, der heute wie eine asthmatische Erscheinung auf der Brust der Nation liegt. Für die Universitäten war damit unweigerlich gegeben, daß sie ganz an erster Stelle Präparandenanstalten für den staatlichen Dienst wurden, und daß in sie ein Teil der Engherzigkeit einzog, der den Mechanismus jedes Staates charakterisieren wird, in dem nur das durch ein Berechtigungs- oder Prüfungszeugnis gleichsam abgestempelte Talent etwas gilt. Es wäre eine besondere

Studie, nachzuweisen, wie diese Engherzigkeit in den Bestimmungen über die Zulassung zum Universitätsstudium und noch mehr in den ständigen Änderungen dieser Bestimmungen zum Ausdruck gelangte. Hier, wie an vielen anderen Stellen, eröffneten sich wahre Hohe Schulen zur Einschnürung der Geister, welche wissenschaftlichen Zielen nachzustreben berufen erschienen, und nur zu viele verwechselten wissenschaftliche Akribie und administrative Paragraphengewissenhaftigkeit leicht genug, um ihre höhere Begabung bureaukratischen Anwandlungen zum Opfer zu bringen. Bei dieser Lage der Dinge war es auch, ganz abgesehen von dem Bedürfnisse, das heimische Niveau direkt zu heben, für einen Rektor der Jahre, in die meine Amtszeit fiel, nicht bloß ein Genuß, sondern eine wirkliche Forderung, die Beziehungen nach außen, wie sie zwischen den einzelnen deutschen und europäischen Universitäten (ja darüber hinaus) durch die Teilnahme an Festen und Jubiläen immer wieder hergestellt werden, reichlich zu pflegen und zu benutzen.

Mein Amtsjahr war in dieser Hinsicht namentlich gegen seinen Schluß von besonderem Reichtum. In das Ende des Sommersemesters 1911 und die darauf folgen dengroßen Herbstferien fielen nicht weniger als drei wichtige Jubiläen, nämlich die der Universität Breslau, der Universität Christiania in Norwegen und der Universität St. Andrews in Schottland. Ich beschloß, die Kosten nicht zu scheuen und alle drei Feste mitzufeiern. Nach Breslau zu gehen wurde ich freilich schließlich durch Krankheit verhindert und hatte das vielleicht nicht zu bedauern, denn das Fest fiel in eine so starke Hitzeperiode, daß ein Dasein unter dem Hermelinmantel des Leipziger Rektorkostüms während dieser Zeit wohl kaum ein Genuß geworden sein dürfte.

Was Christiania und St. Andrews betraf, so nahm ich mir vor, den Besuch beider Jubiläen zu einer etwas eingehenderen Kenntnisnahme von Norwegen und Schottland zu verwenden. Lag doch eben in dem parallelen Besuche beider Länder ein großes geschichtliches Interesse beschlossen. Mir schien jene Kulturwelt des Nordens, die sich zuerst dem scharfen geschichtlichen Blicke des Tacitus eröffnete, als er im Gegensatz zu der mittelmeerischen Kulturwelt von dem Orbis adversus des europäischen Nordens und somit auch der Nordsee sprach, eines ganz besonderen Interesses würdig zu sein. So bereitete ich mich in dieser Richtung ein wenig vor, soweit dies das ewige Hin und Her der Amtsgeschäfte zuließ, und sah mit hochgespannter Neugier den klimatischen und geographischen Übereinstimmungen und Kontrasten beider Länder und dem teils voneinander

ander abweichenden und doch auch wieder harmonisch gestimmten Charakter der sie bewohnenden Völker entgegen.

Mit meinen Angehörigen fuhr ich an einem der letzten Julitage des Jahres 1911 von Stettin aus nach Christiania. Die Fahrt war von prachtvollem Wetter begünstigt, und ihre Unterbrechung in Kopenhagen durch einige Zeit behaglichen Schauens und freudigen Besuchs der bekannten schönen Umgegend der dänischen Hauptstadt gestaltete sie noch besonders ergiebig. Unvergeßlich bleibt mir dann insbesondere die Nacht, die ich mit meiner jüngsten Tochter auf dem Dampfer zwischen Kopenhagen und Christiania auf Deck verbrachte. Der Dampfer hatte auf seinem Hinterdeck einen Aufbau, der schließlich in einer Art behaglicher nach hinten völlig offener Veranda endete. Dort installierten wir uns abends auf ein paar behaglichen Liegestühlen, wohl eingemummelt und gut zugedeckt, und sahen auf diese Weise den Fährnissen des Skagerraks, die in der Tat nicht ganz ausblieben, mit Ruhe entgegen. Es war eine wundervolle warme Nacht, in der all die Erscheinungen des Meeres bald nur schattenhaft, bald wie in kräftiger Radierung in starker Schwärze an uns vorüberzogen; und als sich bei unserer Einfahrt in den Fjord von Christiania die Sonne in ihren ersten Strahlen triumphierend über dem Osten hob, wurden wir eines Anblicks teilhaftig, der Landratten und noch dazu Stadtkindern nur selten geboten wird. All die Phasen von dem ersten Aufgrauen des Himmels im neuen Licht durch leise pastellfarbige Tinten bis hinauf zum siegreichen Einsetzen der vollen Leuchtkraft des Tagesgestirns machten wir in stummem Entzücken, am Rand des Schiffes stehend, durch und achteten wenig der nicht ganz vollkommenen Toilette, in der wir dies übrigens zugleich noch mit einigen anderen Reisenden taten. In Norwegen haben wir dann einige ebenso freundliche wie lehrreiche Wochen verbracht, anfangs auf den Höhen oberhalb Christianias, die bekanntlich bei beträchtlicher Höhe schon etwas nördliches Klima mit verhältnismäßig vielen Einwirkungen von Süden her und mit der feuchten Weichheit der Seeluft noch letzter Golfstromwirkungen vereinen. Dann sind wir in dem Gudbrandsdal weit nach Norden gefahren: nach Golaa, gegenüber den ersten großen Gletschermassiven des inneren Norwegens, die neuer Sport und romantische Erinnerungen mit dem Namen Jotunheim getauft haben. Die Reise dorthin in einem behaglichen Schnellzugswagen der norwegischen Staatsbahn gestaltete sich für mich zu einem besonderen Genuß. Während die Meinigen von dem ständigen Wechsel von See und Land, von den kräftigen

Gerüchen der durchfahrenen Nadelwälder, von den zarten Farben der Tallandschaft entzückt waren, boten für mich außerdem die in ziemlicher Steile ansteigenden Talwände mit ihrer teilweis recht reichen Besiedelung einen Gegenstand unabläßiger Beobachtung. Nirgends vielleicht innerhalb der mir bekannten Welt läßt sich so gut die Siedelungsgeschichte der Gegend aus dem deutlich und gegenständlich dem Boden entspringenden Bild der Flurverfassung ablesen, wie an diesen Hängen. Da kann man sehen, wie einzelne Höfe zunächst ausgebaut wurden, wie sie sich zu Weilern vergrößert hatten unter Teilung des ursprünglich mehr oder minder gemeinsamen Eigens, wie dann weitere Sprossen des Weilervolkes ausgezogen waren zur Begründung neuer Höfe, wie sich dieser Prozeß vielleicht das eine oder andere Mal noch wiederholt hatte, wie darunter die Intensität des Anbaues der zunächst entstandenen, dem Tal am nächsten liegenden Hofanwesen gestiegen war, und so weiter. Wie ein Rollgemälde stieg das Nacheinander der einzelnen Generationen, die hier tätig waren, in ihrer verschiedenen genealogischen, wirtschaftlichen, sozialen und rechtlich freiheitlichen Struktur vor mir auf, und während ich dem einen Teil des Bildes nachging, erschien schon wieder bei einer Wendung des Eisenbahnzuges ein neues Bild, das zu Imaginationen der Geschlechter, die da waren, aufforderte, so daß die Phantasie alle Hände voll zu tun hatte, um dem Bedürfnisse der Stunde gerecht zu werden.

Auf der letzten Bahnstation erwarteten uns zwei Skyds, kleine Wagen, die uns die fast tausend Meter hinauf nach unserem nächsten Heim trugen: einem der sogenannten „Sanatorien", nach deutschen Begriffen einem von einem Arzt gehaltenen schönen und freien Pensionat, das hoch in den Bergen und hoch auch noch über den Fluten eines weiten Sees gelegen, auch in dieser Höhe noch von prachtvollem Nadelwald umgeben war. Deutsche waren hier nicht eben häufig hergelangt, soweit sie nicht verwandtschaftliche Beziehungen zu norwegischen Familien heimisch machten. Trotzdem fanden wir treffliche Aufnahme und bei den meisten Insassen der Pension auch die Möglichkeit des Verkehrs in deutscher Sprache. Um die Pension herum gruppierte sich noch eine Anzahl von Sommerhäusern wohlhabender Familien von Christiania, unter denen ich auch einige Professoren der Universität mit ihren Angehörigen begrüßen durfte. So wurden denn schon früh Beziehungen hergestellt, die mir während des Universitätsjubiläums von Wichtigkeit geworden sind. Im übrigen lebten wir ganz dem Lande, seinen Bergen und

Tälern und dem kräftigen Odem seiner Luft, die der Hauptsache nach von Jotunheim daherstrich. Hatten sich bei uns etwa Vorstellungen gebildet von einem Nebellande des Nordens, überhaupt von nordischen Eindrücken in dem Sinne, wie sie sich etwa mit dem Besuche der obersten Kuppe des Brockens verbinden können, so wurden wir aufs freundlichste enttäuscht. Was ist es allein schon für ein Segen, unter der reichen Sonnenbestrahlung dieses Landes während der Sommerzeit zu leben. Waren wir auch den Gegenden und Tagen der Mitternachtssonne fern, so blieb doch die Belichtung bis gegen 10 und 11 Uhr abends so stark, daß wenigstens in den Anfangszeiten des Augusts bei ihr noch ruhig gelesen werden konnte; zugleich aber stellte sich eine Intensität nicht so sehr der Beleuchtung als der spezifischen Belichtung für die Nähe und noch mehr für die Ferne ein, in die hineinzublicken uns ein nie versagender Genuß blieb. Hängt das Auge an dieser starken Rieselung des Lichts, so versteht man wohl, wie die Phantasie mit den Gestalten der nordischen Sage und des früh-germanischen Mythus genährt werden konnte, und nur ungern und mit einem Bedauern, daß der Zauber nun wieder einmal zu Ende sei, trennte man sich von einem selbst stundenlangen Verharren in dieser wundersamen Umwelt. Des Tags haben wir zu Fuß und einmal sogar, zu besonderer Freude der Kinder beim Ausritt und der übrigen Pensionäre bei unserer Heimkehr, zu Pferde weitere und nähere Partien gemacht. Wir haben dabei Situationen erlebt, die mir sehr begreiflich erscheinen ließen, wie leicht sich die Normannen eigentlich in den Gestadeländern des Südens über Spanien hinaus bis nach Sizilien und in den Ländern der Kreuzzugszeiten zurecht gefunden haben. Kehrten wir in voller Sonnenbeleuchtung von den Bergen hinter Golaa talwärts gewandt zu unserer Pension zurück, so durchwebte ein so starkes Licht die Gegend und bildete aus der Vegetation, insbesondere aus den Kiefern, so architektonisch geschlossene Formen, daß man sich auf einen Augenblick sehr wohl nach Crapolla oder sonst einer Stelle der Halbinsel Sorrent versetzt fühlen konnte, und an einzelnen Stellen zeigte die Landschaft auch im Gesamtumriß eine Gestaltung, die aufs lebhafteste an die höhere dalmatinische Landschaft, etwa an die Umgebung von Ragusa, erinnerte.

Nach einigen Wochen war die Zeit des Jubiläums in Christiania herangekommen. Wir gingen also nach der Hauptstadt zurück, und eine Zeit jener festlichen Strapazen begann, die in der Ausdehnung, welche sie heute angenommen haben, doch wohl eine Eigentümlichkeit unserer Zeit bildet. Wir haben einerseits noch die alte Form der

Geselligkeit, wie sie auf Bewirtung und damit verbundene freundliche Bewillkommnung nicht eben zahlreicher Gäste hinauslief, andererseits aber drängt sich in die Beobachtungen dieser alten Form die Notwendigkeit, großen Massen von Gästen gerecht zu werden: und nun werden Kompromisse geschlossen, die schließlich immer auf Kosten der Mägen und Nerven beider Teile, der Wirte wie der Gäste hinauslaufen. Bei einem so festfreudigen und dabei zu gleicher Zeit so gastbereiten Volke wie den Norwegern machte sich der Drang dieser Situation natürlich besonders bemerkbar. Allein mit der ruhigen Überlegung, mit der dies im Grunde so leidenschaftliche Volk auch im Festefeiern handelt, hatte man diese Schwierigkeit vorausgesehen und sie dadurch zu lösen gesucht, daß man zunächst einmal, ich denke durch mehr als eine halbe Woche hin, eine nationale Feier des Universitätsjubiläums vornahm, um dann nach einer kleinen Pause eine internationale des nämlichen Ereignisses darauf zu setzen. Wir Gäste vom Auslande kamen natürlich nur für die zweite Gruppe der Festlichkeiten, für die internationale Feier, in Betracht.

Nun will ich hier nicht all die freundlichen und feierlichen Bilder, die mir aus den Tagen dieses Jubiläums im Gedächtnis haften, vorüberziehen lassen. Will man über diese Dinge Genaues und vor allen Dingen Objektives wissen, so wird man weit besser die illustrierten Zeitungen und überhaupt die Tagesliteratur jener Zeit nachschlagen als hier von mir einige unvollkommene Worte hören. Genug, daß die Meinigen und ich selbst eine große Summe freundlicher Erinnerungen mitnahmen, wie sie sich teilweise auch an alte Beziehungen zu Schülern von mir, zum Beispiel zu Professor Koth, anknüpften. Von Christiania nahmen meine jüngste Tochter und ich den Weg nach Norden, um über Bergen nach England und Schottland zu fahren.

Der Weg über Bergen war uns dabei noch durch die Gastfreundschaft unserer norwegischen Wirte besonders nahegelegt. Diejenigen Gäste, denen an dem Besuche der alten großen norwegischen Handelsstadt gelegen war, wurden durch einen Extrazug über eine neuerbaute Staatsbahnstrecke, mitten hindurch durch die Gebirgslandschaft Norwegens, dorthin geführt. Die Fahrt bot eine Reihe unvergeßlicher Bilder, deren Erklärung nach der historischen Seite hin mir die Fachgenossen von Christiania in einer unerwarteten Fülle von Notizen boten, so daß ich, als wir abends in Bergen und, wie es in Bergen zu sein pflegt, unter strömenden Platzregen und der dadurch auferlegten

Reiſeunruhe eintrafen, kaum den Reichtum des Geſchauten und Erlebten zu bewältigen wußte. Wie aber genoſſen wir am anderen Tage bei gutem Wetter die Stadt und all den Gegenſatz, den ihre Umgebung zu den am Vortage erſchauten Landſchaften bildete. Für unſere Vorfahren muß es einen Gegenſtand ſeltenen Reizes gebildet haben, wenn ſie aus den kahlen Höhen der Alpen in die ſonnigen Täler der Schweizer Niederungen ſtiegen, einen Reiz, den freilich ſpät genug erſt Haller beſchrieben hat, der aber in den Memoiren ſeit Beginn des 19. Jahrhunderts eine beträchtliche Rolle ſpielt. Und gewiß: wer heute etwa aus der patinierten Felſenlandſchaft der Furkagegend hinunterſteigt nach Meiringen, der wird dieſen Empfindungskreis noch vollſtändig nachfühlen können. Um welche Schattierungen vervielfacht erſcheint dieſer Reiz aber in der Zeit unſerer die Entfernungen verzehrenden Verkehrsmittel, wenn man ſich von den urzeitlich anmutenden Felſenhöhen der Bergensbahn in wenigen Stunden eilenden Laufes hinabgetragen fühlt in die ſaftſtrotzende, faſt ſüdlich wirkende Landſchaft von Bergen. Man weiß ja, bis zu welchem Grade die ganze Südweſtküſte Norwegens unter privilegierten Einflüſſen von Klima, Wind und Wetter ſteht. Der Golfſtrom wirkt faſt noch wie eine Zentralheizung der nordiſchen See und ganz beſonders iſt ſeinem Einfluß die norwegiſche Fjordwelt, wie auch die ſchottiſche Küſte, wenn auch dieſe mehr indirekt, ausgeſetzt. So werden wir hier zu Zeugen faſt ſüdlicher Erſcheinungen in Breitengraden, die in Amerika kaum noch etwas anderes wie unfruchtbaren Schnee und totes Eis aufweiſen. Dabei ſind es aber nicht eigentlich die Normaleindrücke des Südens, die uns entgegentreten. Speziell in der Landſchaft um Bergen tritt das ſehr hervor. Setzt man zum Beiſpiel die ſüdliche Form der Koniferenwelt, wie ſie am Mittelmeere gedeiht, der Renaiſſance gleich, ſo würde der Nadelwald um Bergen herum den Charakter des Barocks tragen. Überaus kräftig, ſtrotzend, prunkvoll, aber zugleich gedrungen ſind die Formen, etwas von der Zuſammengenommenheit einer durch beſondere Umſtände erzeugten Kraft, etwas von weniger Gewordenem als gleichſam Gewolltem liegt in dieſer Landſchaft. Dabei iſt ſie, wenn es nicht regnet, der kräftigſten Lichtreize voll. Als wir oberhalb Bergens auf halber Höhe der nächſten Fjordfelſen dahinfuhren, mit dem prachtvollen Blick auf die hellbeleuchtete Stadt und ihre Häfen unter uns, wir Deutſchen vielleicht noch mit beſonderem Stolze über die ſich aufdrängende, glückliche Lage des früheren Tyskebryggen, das unſere Landsleute einſtens zu ihrem nördlichſten Hafen gewählt

hatten, da kam mir wohl noch einmal in Norwegen das Bild von Ragusa, und ich durfte mich fragen, ob bei aller Flut südlichen Lichts die dalmatinische Landschaft diesem neuen starken Eindruck gewachsen sei.

Im übrigen blieb uns Bergen in diesen Tagen eine Quelle unerschöpflicher Tätigkeit in der Besichtigung der einzelnen kleinen Gassen und Gäßchen, der noch bestehenden alten hanseatischen Kontore, zugleich aber auch der modernen Geschäfte, in denen meine Tochter zum ersten Male die reichste Auswahl der heute weitverbreiteten nordischen Emailleschmuckstücke sah. Der Abend des letzten Tages war schließlich einer Theatervorstellung gewidmet, in der Björnsons „Bibliothekar" gespielt wurde, ein Stück, das in seiner Hauptfigur ein Selbstporträt des Verfassers darbietet, wie es nicht wahrer und zugleich liebenswürdiger gezeichnet werden konnte. Auf der Bühne trat uns dies Bild natürlich besonders lebendig entgegen, und so war es Gegenstand des Bedauerns von mehr als einem Deutschen, als wir noch vor Schluß der gesamten Vorstellung das Theater verlassen mußten, um auf unserem nach England fahrenden Dampfer Platz zu nehmen. Es war etwa 10 Uhr abends, als der Dampfer sich in Bewegung setzte: ein braver alter Haudegen, der wohl auch einmal vor längeren Zeiten Jahre stürmischen Durchfurchens der Nordsee erlebt haben mochte. Jetzt freilich, als er in den stillen Wassern einer Art von Binnensee, der durch vorliegende Inseln bei Bergen gegen das offene Meer gebildet wird, etwas keuchend und zitternd dahinfuhr, bemerkten wir deutschen Mitfahrenden, die, erinnere ich mich recht, aus mehr als einem halben Dutzend Rektoren deutscher Universitäten bestanden, sehr bald, daß der alte Herr bedenklich nach Backbord hing. Warum, ist uns auf der ganzen Reise nicht klar geworden, und wir waren gutmütig genug anzunehmen, daß es wohl an der falschen Verstauung von Frachten läge. Ein Versuch von uns, den Fehler dadurch zu korrigieren, daß wir sämtlichen Rektoren auf einmal auf die Steuerbordseite traten, mißlang. Außer uns waren noch einige schottische Seebären auf dem Schiff, einige Kaufleute, die nach mehr oder minder deutschem Commis voyageur aussahen und einige Habitués, die ich in Verdacht hatte, daß sie in Anbetracht der billigen, aber dem Preise entsprechenden Kost ihre Tage ständig auf diesem Schiffe zubrachten. Es war eine schöne Nacht, in der wir so in dieser alten Zigarrenkiste an dem Gestade Norwegens hinhuschten, bei fast vollem Monde, in der glücklichen Ruhe des Greisenalters, und in der Hoffnung, daß in der nächsten

Zeit nichts passieren werde, was uns die schlechten Seiten des Schiffes in Erinnerung brächte. In der Tat verlief alles gut. Die Nordsee gehört ja nicht zu den Meeren, die man besonders lieben könnte, dazu sind viel zu viel Infusorien und andere Tiere im Wasser. Unsere deutschen Nordseebäder leiden darunter; es ist eine See, wie das Wasser in einem letzten Zipfel eines tiefen Hafens, in dem sich Fische, die ein derartiges Milieu lieben, meist tiefenwärts gewendet herumtummeln. Auch die holländischen und die belgischen Bäder sind nicht eben besser. Andreas Achenbach, der erste Kenner dieser Marinen, hat ihr Wasser, namentlich in späteren Jahren, als sich seine Erinnerungen an das Einstgeschaute zu einer Art von Idee verdichteten, eigentlich wie Erbsensuppe gemalt, und ich kann ihm in dieser typischen Zusammenfassung der Situation nicht so ganz unrecht geben. Die Sache wird an der europäischen Küste eigentlich erst besser, wenn man sich der Pikardie nähert. Das Pariser Kinderbad Berck sur mer, übrigens auch sonst ein sehr interessanter und vergnüglicher Aufenthalt, ist wohl das erste, in dem man wirklich grünes Wasser zu sehen bekommt; freilich das Wasser des freien Atlantik ist es noch längst nicht, und wer nicht Weltmeere geschaut hat, der möge über die Frage von Seewasser nicht mitreden und am allerwenigsten über meine Ausführungen hinsichtlich der Nordsee erzürnt sein.

Wir fuhren nun recht und schlecht durch diese Gallerte bei einigen Sonnenblicken und mancher kleinen Wolke und Nebelbildung in einer Luft, die wir immerhin auf das kommende England schätzten, selbstverständlich bei einer Masse von Austauscherinnerungen über die erlebten Tage von Christiania, und gelangten endlich, nicht ganz zu unserer Zeit aber doch noch passend zu den englischen Zügen bei strömendem Regen in den Tyne. Das Willkommen, das uns England mit der Tynelandschaft bot, werde ich mein Lebtag nicht vergessen: eine wahrhaft fürchterliche Landschaft, der gegenüber die zerstörten Maasgegenden Belgiens, wie sie von Meunier klassisch festgehalten worden sind, noch wie ein Dorado wirken. Keine Linie in den freundlichen Hängen, die die Ufer bekleidet haben mögen, mehr ungestört, alles durchfurcht, durchzogen und überhöht von den eckig-krausen Linien der Apparate zum Schiffsbau, alles versudelt, und alles schwarz. Dazu Schwaden unmotiviert auftretender Rauchwolken mit stechendem Geruch, ein Höllenlärm von arbeitenden Maschinen, von Vernietungsgeräuschen, von Dampfhämmern, vom Klopfen auf Eisenblech, wenn nicht von Maschinen, so von Menschen verursacht, die Herkömmlinge aus den schlimmsten Teilen von

Dantes „Göttlicher Komödie“ zu sein schienen. Dies mein Eindruck. Ich verheimlichte ihn einem mitfahrenden physikalischen Kollegen nicht und traf bei ihm auf eine ganz entgegengesetzte Richtung der Gefühle. Er lebte und webte in diesen Dingen, die ihm fast wie der Ausdruck eines persönlichen Triumphes erschienen, und sah offenbar das Ideal der zukünftigen Weltgeschichte in der Ausdehnung der Tynelandschaft mindestens über Europa und über einige weitere sogenannte zivilisierte Gegenden der anderen Weltteile.

Schließlich aber hatte auch diese Fahrt ihr Ende. Wir machten an einem Gebäude fest, dessen wir uns nur mit einigen Sprüngen bemächtigen konnten und das uns als Zollamt bezeichnet wurde. Wir wurden dort übrigens sehr rasch und freundlich expediert und nahmen schnell den Weg durch die von Regen triefende Stadt und waren froh, als wir uns in einem Eßabteil des Schnellzuges nach Schottland wiederfanden. Inzwischen hatte sich das Wetter erhellt, und leise traten die Konturen einer ganz anderen Landschaft als der verlassenen vor uns zutage. Daß sie mir besonders gefallen hätte, kann ich nicht sagen und auch mein Kind, das sich so darauf gefreut hatte, mir glänzend die Honneurs des ihr bekannten Englands zu machen, war etwas deprimiert. Aber gerade diese Lage gab uns frische Schwingen. Ich suchte ihr durch freundliche Worte über die Depression hinwegzuhelfen, sie wurde gesprächiger, wir bewunderten die leisen Hänge mit den fetten Schafen, wir fanden jeden kleinen Taleinschnitt, den wir passierten, angenehm, wir begrüßten zum letzten Male ein frisch besonntes Stück der Nordsee und wir waren schließlich in einem ganz behaglichen Zustande, als wir, über Edinburg sofort hinweg, in St. Andrews eintrafen.

In St. Andrews erwartete uns eine solche Fülle neuer Erfahrungen, daß das alte Wort: Großbritannien sei eine Welt für sich allein, eine Welt, die weiter entfernt von Europa liege als etwa die Vereinigten Staaten von Nordamerika, sich in der Tat vollkommen bewahrheitete. Schon die ganze Organisation der Festfeier von St. Andrews, soweit wie die Gäste in sie einen raschen Einblick erhielten, war eigenartig genug. St. Andrews ist die Heimat des Golfspiels, und damit ist es eigentlich bis auf den heutigen Tag gekennzeichnet. Es liegt ganz anmutig am Meer, in einer leicht bewegten Dünenlandschaft, deren zu Rasen umgeformte Teile eine geradezu ideale Spielfläche für den Golf bilden. Es ist dementsprechend Aufenthalt zahlreicher Sportsmen und Sportsfamilien während des Sommers. Im übrigen ist es Seebad mit hübschen kleinen Villen und außerdem

noch durch den Schmuck wundervoller mittelalterlicher Kirchenruinen und einer Universität ausgezeichnet. Daß St. Andrews mit all dem ein höchst geeigneter Platz für akademische Feste sei, war offenbar, von der ganzen angelsächsischen Welt wenigstens, nicht verkannt worden. Die Zahl der Gäste war außerordentlich und unter ihnen befanden sich nicht wenige Zelebritäten aus anderen Weltteilen als dem europäischen. Daß damit die Feier zu gleicher Zeit eine Revue der imperialen Größe Englands, soweit sie sich auf wissenschaftlichem Gebiete ausspricht, war, braucht wohl kaum erst bemerkt zu werden. Übrigens war nach englischem Brauche auch eine größere Anzahl von Politikern zugegen. So Asquith, Lord Rosebery, Balfour, damals noch Führer der Konservativen und andere. Dazu auch sonst eine Menge interessanter Persönlichkeiten, unter denen sich Carnegie mit Frau und Tochter besonderer Aufmerksamkeit seitens der übrigen Gäste erfreute.

Nun erweiterte sich aber die Szenerie, deren Bühne und Akteure ich soeben mit einigen Worten eingeführt habe, dadurch beträchtlich, daß verhältnismäßig nur sehr wenige der Gäste, die grundsätzlich alle von der Universität in Privathäusern untergebracht waren, in St. Andrews selber wohnten. Vielmehr waren sie auf die reichen Güter des schottischen Adels in der Umgegend und zwar auf ziemlich weite Entfernungen hin verteilt und wurden jeden Morgen durch eine größere Anzahl von Automobilen an den Festort transportiert und mittags oder abends wieder abtransportiert. Das hatte nun zur Folge, daß einzelne hervorragende Adlige oder Besitzer von alten Burgen wohl auch einmal die Gesamtheit aller Gäste oder einzelne Gruppen zu Gartenpartien und dergleichen in ihre Schlösser luden, und so waren wir denn in den Tagen des Festes in einer fortwährenden Bewegung und Gärung, die an sich vielleicht anstrengend, uns dennoch nicht auf die Nerven fiel, weil wir uns fast ständig in der frischen Luft des Landes bewegten; das um so mehr, als ein größerer Teil auch der Festvorgänge in St. Andrews selbst sich in der Form von Prozessionen und Verwandtem und mithin auf den Straßen von St. Andrews und wiederum im Freien abspielte. Stellt man sich nun vor, daß dabei wie bei allen amtlichen Vorgängen immer die volle Tracht der einzelnen Universitätsvertreter vorgeschrieben war, eine Tracht, die sich in dem reichen Fall von Talaren vornehmlich in den leuchtenden Farben von goldgelb und scharlach bewegte, und bedenkt man, daß auch die sämtlichen Studenten von St. Andrews einschließlich der Studentinnen in scharlachnen Talaren

erschienen, so begreift man, welch außerordentlich farbiges Bild die alten Straßen von St. Andrews, die dazu zum Teil recht gut paßten, in diesen Tagen zur Freude der Einwohner und nicht minder ihrer Gäste boten. Ich habe hier nun nicht die Absicht, all die zahlreichen Versammlungen und Akte, die das Festprogramm vorschrieb, zu schildern, so lebendig sie auch vor meinem inneren Auge stehen. Wohl aber möchte ich einige Szenen herausgreifen und zum Teil mit verwandten Vorgängen in Christiania vergleichen, um den Leser in die vielfältigen Eindrücke vergleichender Art einzuführen, die jedem Besucher beider Feste damals zuteil wurden.

In Christiania fällt dem Fremden schon bei der Durchmusterung der Bevölkerung in den Straßen der Hauptstadt das merkwürdig Gehaltene und Straffe der einzelnen Personen auf, ganz besonders auch der Frauen, bei denen vermutlich die schon weit vorgeschrittene Frauenemanzipation diese Haltung hervorgerufen oder wenigstens verstärkt hat; jedenfalls besteht in dieser Richtung zwischen der städtischen Bevölkerung und der des Landes ein, wie es scheint, durchgängiger Unterschied. Etwas von dieser stolzen Haltung ist nun auch für den norwegischen Studenten charakteristisch; auch solche Studenten, denen man die Herkunft aus niederen Schichten im übrigen ansieht, bewegen sich doch und denken mit einer Autonomie, die in diesem Grade im Bereiche der deutschen Grenzpfähle weit seltener und dann auch kaum in der Höhe, die sich in Christiania wahrnehmen ließ, gefunden wird. Dementsprechend war die Haltung der Studentenschaft während der großen offiziellen Feiern würdig und eher zurückhaltend. Zu starken Explosionen der Empfindungen kam es kaum und jemand, der, wie so manche Zeitungskorrespondenten dieser Tage, nicht tiefer sah, mochte wohl meinen, daß er eine stattliche Zahl schulmeisterlich, nicht aber selbstdisziplinierter junger Leute vor sich habe.

Ganz das Gegenteil in St. Andrews. Eine überaus bewegliche, oft nach kontinentalen Begriffen vorlaute, übermütige, keinerlei Herrschaft über ihre Gefühle verratende Menge trat vor uns und tobte sich wohl auch vor uns gelegentlich gründlich aus. Das merkwürdigste Stück in dieser Beziehung war das Verhalten der Studentenschaft während der Ehrenpromotion. In Christiania wurde dieses Geschäft sehr feierlich, aber freilich auch unter jener langweiligen Würde, die akademischen Festen eigen zu sein pflegt, vollzogen. Nichts von alledem in St. Andrews. Schon der alte Carnegie, der die Feier mit Vorlesung eines noch aus dem Mittelalter stammenden

lateinischen Gebetes begann, wurde ständig von den Studenten unterbrochen. Kein Latein! schrie es aus dem Hintergrunde und der Inhalt des Verlesenen legte dem jugendlichen Orange, sich zu äußern, bis zu dem Grade keinen Zwang an, daß sich sogar blasphemische Äußerungen vernehmen ließen. Nun aber gar die eigentliche Promotion! Jedes der zu promovierenden Opfer, das nach englischer Sitte persönlich anwesend sein mußte, stieg die acht oder neun Stufen zu einem hohen Podium empor, auf dem Lord Balfour als Rektor der Universität thronte, und wurde dort durch symbolische Aufsetzung eines uralten Doktorhutes, von dem die studentische Fama behauptete, er sei aus der Hose des Reformators John Knox hergestellt, zum geistigen Ritter geschlagen. Bei dieser Gelegenheit wurde natürlich auch der Name des Opfers genannt, und diese Namen gaben nun der Studentenschaft Anlaß zu mehr oder minder gelungenen Witzen, vor allem aber auch zu spontanen, bald da und dort einsetzenden und wieder verklingenden musikalischen Leistungen. So wurde unmittelbar vor mir ein Herr Lamb promoviert, und alsbald ertönte aus dem Hintergrunde ein Lied, das ich zwar nicht verstand, das aber in deutsche Vorstellungen übertragen etwa: „Ein kleines Lämmchen, weiß wie Schnee" hätte gelautet haben können. Dabei waren es keineswegs nur unschuldige Lieder, die so benutzt wurden, auch Gassenhauer und noch Schlimmeres fand sich ein. Würde man aber nun nach deutschen Begriffen meinen, diese Szenen hätten irgend jemanden skandalisiert, so wäre man im allergrößten Irrtum. Sie gehörten zur Stilisierung der Sache, traten sie nicht ein, so vermißte man etwas, und der fremde Gast, dem dies alles anfangs wohl sehr merkwürdig vorgekommen sein mochte, erinnerte sich aus der Gesamtstimmung heraus wohl jener eigentümlichen Mischung des Grotesken und Burlesken einerseits und des Würdigen und Erhabenen andererseits, die wir von Shakespeare kennen, und fand hier in diesen gewiß mehr keltischen als germanischen Ausbrüchen möglicherweise einen der Stimmungsgründe des nationalen Charakters, der so vielfach gerade aus der Kunst Shakespeares herausleuchtet.

Natürlich waren dies nicht die einzigen Augenblicke, in denen der Gegensatz norwegischer und schottischer Art hervortrat. Das ganze studentische Tun war beiderseits von ihnen durchwogt, und auch in anderen Fällen, als den geschilderten, konnte der Vorteil sehr auf seiten der Norweger liegen. So habe ich in Christiania einem studentischen Kneipabend beigewohnt, der von prächtigstem Humor germanischer Art, einem Humor des guten Mutes und gelegentlich auch der

scharfen Klinge, durchwogt war; während ein Fackelzug, den die Schotten von St. Andrews in grotesken Vermummungen aufführten, eher abstoßend wirkte.

Im ganzen tragen meine Erinnerungen an St. Andrews nicht minder wie an Christiania auch noch heute für mich den scharfen und edlen Geruch, den wahre Dankbarkeit verleiht, und darüber hinaus werden mir wie die Bilder aus der Umgebung von Christiania so die Nachmittagsaufenthalte in den weiten Parken mehrerer schottischer Schloßbezirke mit ihren alten, wohlausgestatteten und auch heute noch wohlbewohnten Burgen unvergeßlich sein. Daß natürlich bei beiden Festen zwischen den Teilnehmern sich zahlreiche Verbindungen herstellten, und manch gutes Wort über die Zukunft der Wissenschaft und das, was den Universitäten von Vorteil sein könne, geredet wurde, ist selbstverständlich; ich komme auf dergleichen Gespräche vielleicht noch an anderer Stelle zurück.

Für die Zeit nach den Festen von St. Andrews hatte ich meinem Kind eine Reise durch Schottland versprochen, und so machten wir uns von dem Adelssitze, nicht weit vor den Toren von St. Andrews, der uns zur Wohnung angewiesen worden war, und in dem wir in der Herrin des Hauses eine überaus energische und durch ganz Schottland als Lady Griselda wohlbekannte Persönlichkeit des schottischen Adels kennen gelernt hatten, auf und fuhren zunächst in die höheren Partien der schottischen Niederlande. Man hatte uns geraten, hier noch einige Tage, die vor allem der Erholung gewidmet sein sollten, in Crieff zuzubringen. Die schottische Landschaft, wie sie sich hier bot, hat etwas eigentümlich Stilisiertes, das sich in dieser Form eigentlich mit keinerlei anderen landschaftlichen Eindrücken, soweit ich über diese verfüge, vergleichen läßt. Der Landschaft sind die architektonischen Formen des Menschenlebens nicht aufgezwungen, sondern sie selbst vielmehr in ihrer Formation der Hügel, der kleinen Täler, der tieferliegenden Talrinnen bestimmt das Bild, ist aber durch menschliche Tätigkeit zu einer edleren Form als der ursprünglichen gehoben. Es entsteht dadurch eine große Wohligkeit des Allgemeineindrucks und damit, denke ich, die Grundstimmung, die den Reisenden auf schottischem Boden kaum noch verläßt.

Im übrigen waren wir hier erst recht in der Lage, prachtvolle Sitze des schottischen Adels, die freilich vielfach schon in die Hände von Amerikanern oder reichen englischen Emporkömmlingen übergegangen waren, zu bewundern. Die weitgedehnten Gebäude, die üppigen Wälder, die langsam zu einem vollen grünen Wiesenparterre

anwachsenden Übergänge von der Weide zu dem Zentrum des ganzen Gebietes, in dem das Schloß liegt, die prangenden großen Blumengärten mit ihrer reichen Abwechslung eines im Herbst vielleicht besonders bunten Farbenkleides, die alten Bäume, vor allem die isoliert stehenden uralten Eiben, das alles bildet zusammen mit der mühelosen Betrachtung aus einem lustig trabenden Einspänner her ein Bild von solcher Geschlossenheit, daß es unverlierbar im Gedächtnis haftet. Dazu kamen aber auch noch besondere Eindrücke, wie der Besuch tiefliegender Täler und der Felsen, in denen die Grabstätte Ossians gezeigt wird und anderes. Inzwischen drängte es uns aber doch in die eigentlich klassischen Gegenden der schottischen Landschaft, und so nahmen wir bei freundlicher werdendem Wetter Abschied und fuhren die überaus wechselreiche Paßstraße entlang, die uns in die nördliche Mündung des Caledonischen Kanals nach Inverneß brachte. In Inverneß fanden in diesem Augenblicke gerade die Sportspiele der national-schottischen Gesellschaften (the Highland Gathering) statt, und so wurden wir aufs beste in die volkstümliche Seite von Land und Leuten eingeführt. Wir haben keinen Augenblick versäumt, die Tänze zu bewundern, die zu Pfeife und Dudelsack vorgeführt wurden. Wir haben mit demselben Bangen und Stolz fast wie die Bewohner gesehen, wie kräftige Männer hohe Baumstämme, die sie beim Wurzelteil erfaßten, auf weite Strecken laufend trugen; wir haben den alten Steinstoß bewundert, und was sich als dergleichen schottische Sportbesonderheiten sonst noch aus alter Zeit erhalten hat. Meine Tochter aber versenkte sich mit ihrem leicht entzündungsfähigen Herzen bis zu einem Grade in das schottische Volkstum, daß mir ihr Leben in diesen Tagen selbst zu einem erhebenden Schauspiele wurde. All die alten Lieder über Prinz Charlie, die sie schon aus dem Vortrage des schottischen Leiters ihrer Pension in Eastbourne kannte, lebten in ihr kraftvoll auf, und ein besonderes kleines Ereignis trug noch dazu bei, dem Ganzen eine Art Krönung zu geben. Wir fanden auf dem Markte von Inverneß eine eben abfahrende Mail-coach und rasch entschlossen sprangen wir hinauf, um noch die letzten Plätze des oberen Decks einzunehmen. Wir fuhren durch einige Straßenzeilen, dann durch lange Alleen prachtvoller Ulmen, gelangten schließlich an eine frische Meeresbucht und waren eben im Begriff, bergan zu fahren, als ich schließlich den Agenten fragte, wohin wir denn eigentlich führen. Nach Culloden! war die Antwort. Also an den Ort der letzten tragischen Niederlage des Prinzen Charlie! Das war mehr, als wir beide erwartet hatten, und so sind wir

in stiller Andacht weiter mitgefahren, haben die nunmehr schon mit dem Moose des Alters überwucherten Steinsetzungen am Ort der Schlacht bewundert, sind in die Hütte des Waldhüters gezogen, in deren Innerstem in einer höhlenartigen Vertiefung eine alte Seherin noch letzte, angeblich direkte Überlieferungen an die Schlacht vortrug, und sind dann auf einem anderen Wege nach Inverneß zurückgefahren. Es war eine prachtvolle, sich in raschem Abstiege dem Tale nähernde Chaussee, die der Mail-coach einen fast unablässigen scharfen Trab gestattete. Es ging durch mancherlei Serpentinen, Kanten und Wendungen, und lustig erschallten in der sich aufhellenden Landschaft die Fanfarentöne, welche unser Agent der langgezogenen Warnungstrompete an jeder unvorhergesehenen Ecke entlockte. So kamen wir denn in getragenster und heiterster Stimmung zugleich in Inverneß wieder an, um uns ein paar letzte Stunden nochmals den schottischen Spielen zu widmen.

Am anderen Tage nahm uns ein geräumiger, aber keineswegs mehr stark besuchter Dampfer, denn schon nähekte sich die Saison ihrem Ende, auf, um uns durch den Caledonischen Kanal hin auf die Westseite Schottlands, nach Oban, dem bekannten Orte der westlichen Ausflüge zu bringen. Es war ein echt schottischer Herbsttag, kühl, halb nebelig, feucht, mit leisen Wolken, gelegentlichen Sonnendurchblicken und schließlich jener Langenweile, die jede Wasserfahrt durch eine sich in manchen Beziehungen gleichbleibende Landschaft mittlerer Höhe gewährt. Da sind denn Intermezzi willkommen! Eins von diesen Zwischenspielen war derart, daß es uns manchen Tag der späteren schottischen Reise verklärt hat. Wir lasen unterwegs einen alten Harfenspieler auf, der sich auf dem Schiffe zum Vortrag schottischer Volkslieder eingefunden hatte. Man weiß, daß diese schottischen Harfen (Dulcimer) das uralte, letzte Inventarstück einer musischen Kunst sind, die von der übrigen europäischen Musik durch eine ganz andere Harmoniebildung abweicht. Es ist ein Instrument ähnlich dem deutschen Hackebrett, dessen Saiten, die von beiden Seiten her gespannt sich in zwei schiefen Ebenen durcheinanderziehen: von einer Tonwirkung, die stark ins Pathetische und Heroische fällt, und die in gewaltigem Fortissimo bis zu voller heldenmäßiger Höhe gesteigert werden kann. Wir beide, und besonders meine Tochter, waren von dem alten Harfner nicht wegzukriegen. Wir ließen uns schottische Lieder vorspielen, unter denen uns besonders die Robin Hood-Ballade interessierte, die keineswegs sentimental und lyrisch, sondern aggressiv mit starker Betonung einer

fast heldenmäßigen Stimmung vorgetragen wurde. Wir baten zur Kontrolle auch um Vortrag einiger Melodien und Tonstücke von Richard Wagner, demjenigen deutschen Meister, von dem wir noch am ehesten erwarten konnten, daß er diesem Instrument, wie man zu sagen pflegt, liegen würde. Wir überzeugten uns, daß es bei deren Vortrag zu musikalisch ganz unmöglichen Wirkungen kam, und wurden so noch tiefer von der Eigenart des wunderlichen Instruments, das auch in Schottland nur noch von wenigen Familien gespielt wird, ergriffen. In Oban nahmen wir den alten Harfner mit in das ziemlich komfortable Hotel, in dem wir wohnten, er schlug seine Töne und hatte hier den Abend hindurch bei dem englischen Publikum einen Erfolg, der sich auch in klingender Münze, sehr zu seiner Zufriedenheit, aussprach. So waren wir denn glücklich, als wir ihn an einem der nächsten Tage auf dem Schiffe wiederfanden, das uns von Oban nach Staffa und Jona bringen sollte. Es war ein regnerischer, wenig versprechender Morgen, an dem wir mit einem zahlreichen, der einheimischen Bevölkerung entnommenen Publikum abfuhren, denn es war ein billiger Fahrttag gegen Ende der Saison, der von manchem, dem sonst die Expedition zu teuer gekommen sein würde, benutzt wurde. So waren wir denn in besonders günstiger Lage, um einmal in Muße schottische Bevölkerung kennen zu lernen, und die Beobachtung der Mitfahrenden hat einen ständigen Einschlag in die großen Eindrücke gebildet, die uns im übrigen erwarteten. Wir fuhren zunächst, noch gedeckt durch die vorliegenden Inseln des Festlandes, wie in den wogenden Wellen eines Binnensees, dann aber, als wir aus den stillen Winkeln hinausgelangten in die offene See, erwarteten uns ein Tosen der Brandung und eine Schärfe des Windes, wie ich sie so unmittelbar auf keiner der früheren Seefahrten erlebt habe. In all den Sturzseen aber, die bald nicht nur das vordere Schiff überfluteten, stand, durch die eine Seite des Ruderkastens ein klein wenig gedeckt, unser Harfner und schlug seine Töne hinein in Wind und Wetter. So gelangten wir mit einiger Verspätung vor Staffa an, es war aber unmöglich, zu landen. Wir mußten uns mit einem sehr summarischen Blick nach der Fingalshöhle begnügen, und wir hatten einiges Verständnis für die Erzählungen, welche der Kapitän über das Wetter in diesen Gegenden während der Winterszeit von sich gab. Mir ist daraus geblieben, daß man einmal zur wirtschaftlichen Ausnutzung der Insel versucht hat, Schafe mit einem Schäfer zu überwintern, daß dieser aber an einem ruhigen Tage um die Heimkehr nach dem Festlande bat, da er das Andonnern der

Wogen gegen die Insel nicht mehr ertrage. Inzwischen fuhren wir weiter nach Jona, dem wunderlichen Eilande des heiligen Columba, auf das ich mich schon lange gefreut hatte, denn dieser Heilige gehört von altersher zu meinen besonderen frühmittelalterlichen Freunden in seiner geraden, originellen Derbheit, in seiner bis ins hohe Alter unbefriedigten Wanderlust, in dem aufrechten Sinn gegenüber allem, was Flitter und äußere Zutat menschlicher Autorität bedeutet, und in seinem schließlich gottseligen Ende fern von der Heimat, im oberitalienischen Bobbio. So hatte ich mich auf Jona einigermaßen vorbereitet, und auch die Literatur über die keltischen Altertümer, insbesondere die Ornamentik, etwas studiert. Aber leider mußten wir uns auch hier mit dem Anblick der Insel begnügen; eine Landung war der hohen See halber nicht möglich. Nun aber begann der schönste Teil der Reise. Durch enge Kanäle hindurch mußten wir einen Fjord von Basaltklippen passieren, an die die erzürnte See hoch aufzischend ihre Wogen schlug. Es sah fast gefährlich aus, in welchen Windungen das Schiff die Engen passierte, und manchmal hätte ein Fehlgriff am Steuer wohl genügen können, um ein Unglück herbeizuführen. Aber in all dem Wetter und den dichten Nebeln aufzischender Wogen, die über das Schiff fuhren, stand unser alter Harfner und schlug die Saiten, daß es nur so hallte, wie eine Gestalt aus Erz oder noch besser aus Basalt, wie ein Stück dieser Natur und der urzeitlichen Geschichte dieses Landes. Nach der Durchfahrt der Basaltengen glitten wir dann unter dem Winde an stilleren Höhen hin, die bis zum Wasser unten bewaldet erschienen, drangen wieder ein in die halbgeschlossenen Seen längs des schützenden kontinentalen Ufers und waren abends bei guter Zeit und zu guter Eßstunde wieder in Oban.

Wieviel möchte ich von dieser Reise noch erzählen, denn die eigentümliche Schönheit Schottlands hat es mir angetan. Und rechne ich eins ins andere, so möchte ich sie noch über die stolze Pracht der Fjorde Norwegens stellen. Wir haben später einen Tag in den klassischen Gegenden des Loch Lomond und des Loch Katrine erlebt, die alles übertraf, was ich selbst nach Staffa und Jona erwarten konnte. Die Fahrt hinein in einen frischen See mit den von rechts und links wohlgeordnet vordringenden Kulissen seiner Berge, die stets wechselnde Beleuchtung nach den Gebilden von Nebeln und Wolken, die zahlreichen Sondereffekte, die durch Regenbogen herbeigeführt wurden, wie sie an diesem Tage in der Zahl von fast zwei Dutzenden bald auf leichten Nebelschleiern erblinkten, bald durch den

grauen Himmel die voll leuchtende Brücke des antiken Mythos schlugen: das alles hinterließ uns unverlöschliche Eindrücke. Nun muß man sich aber in den Herbsttagen dieses Bild auch in die edelsten Farben der festeren Bestandteile der Landschaft getaucht denken. Die Berge, meist kahl, sind auf weite, weite Strecken hin mit dem auch in Deutschland bekannten Adlerfarn bewachsen. In den herbstlichen Tagen nimmt dieser Farn, allmählich gebräunt, die Töne eines gesättigten Altgolds an und gibt damit für eine unendliche Sinfonie von goldbraunen bis goldgelben Tönen den beruhigenden Hintergrund. Dazu das Dunkelblau des Wassers und darüber das Blaugrau des Himmels, und wo sich ein stiller Talwinkel findet, der nicht von den Stürmen des Winters getroffen wird, das hellste und duftigste Grün einer südlich anmutenden Vegetation mit ihren langen Johannistrieben, die bei den Koniferen an den späten Schuß der italienischen Pinie erinnern: das alles zusammen bietet ein Bild unvergleichlicher Größe der Natur und einer Schönheit, deren Leuchten schwerlich bloß dem Zusammenwirken chemischer und physikalischer Kräfte und Formen verdankt wird. Wir haben einen Augenblick gehabt, als wir jenseits des Loch Katrine auf die reiche Bergwelt des ganzen Hochlandes zurückschauten, in dem sich all dies mit einer fast alpinen Größe des Weitblickes verband und für den gläubigen Sinn hinter dem weiten Gewande all dieser Schönheit der Schöpfer hervortrat.

Schließlich ging es aber aus den stillen Einsamkeiten der Berge und des Wassers doch hinab in das unruhige Glasgow, vor dem uns etwas graute. Doch waren wir hier im ganzen angenehm enttäuscht. Die Luft war trotz aller industriellen Schwaden einigermaßen rein, und das kräftige Volksleben, wie es auf den Straßen pulsierte, verwischte manchen Gedanken intimer Erinnerung an die letzten Tage. Dazu hatten wir das Glück, hier in eine große Ausstellung zu gelangen, die mir da und dort unerwartet tiefe Einblicke in die Entwicklung des schottischen Volkswesens, ja selbst in die äußere Geschichte der Tatsachen und Ereignisse gewährte. Dabei war freilich, wie immer in solchen Fällen, zu bedauern, daß die ungeheure Masse des angehäuften Materials keinerlei Konzentration und abgeklärtere Ruhe der Eindrücke zuließ. In unserer nach quantitativen Gesichtspunkten lebenden Zeit sind ja Ausstellungen, die nicht zugleich wenigstens der Intention nach Magazine wären, eine seltene Ausnahme, und wo sich solche Ausnahmen finden, wie jüngst noch in einer Ausstellung französischer Gemälde in Frankfurt, da werden sie verhält-

nismäßig wenig gewürdigt, und nur die paar überlegsamen Seelen, die unsere Zeit des Huschs und des Hüh und Hotts übriggelassen hat, pflegen sich in den stillen Korridoren solcher Veranstaltungen, die für die meisten die Langeweile bedeuten, zusammenzufinden.

Von Glasgow fuhren wir nach Edinburg, zur Linken den ständigen Ausblick auf das schottische Hochland, in dem während der letzten Nacht der erste kräftige Schnee gefallen war, noch immer während der Fahrt beratend, ob wir nicht in diese heiligen und reinen Höhen zurückkehren sollten, bis wir schließlich in Edinburg ankamen. In Edinburg haben wir in der Prinzenstraße in einem stillen Temperenzhotel gewohnt und ein paar Tage die Herrlichkeiten dieser schönen Stadt, insbesondere auch die in ihrem Museum geborgene schottische Porträtkunst auf uns wirken lassen. Dann ging es in raschem Zuge nach Hause. In London fuhren wir von dem einen Bahnhof zum anderen; es war die erste Bekanntschaft von freilich nur kurzer Dauer, die ich in meinem Leben mit London gemacht habe. Die Überfahrt nach dem Kontinent bot nichts Besonderes. Brüssel wurde rasch passiert, und ich traf in Leipzig nach einigen Zwischenaufenthalten zur rechten Zeit ein, um den Abschluß meines Rektorats, dessen Ende auf den 31. Oktober 1911 fiel, in eifriger Geschäftlichkeit zu erwarten.

*

Treten wir damit auf den Boden der Leipziger Verhältnisse zurück, so müssen wir freilich zu gleicher Zeit zeitlich den Anlauf wiederum vom Beginn des Rektoratsjahres, also von November 1910, nehmen, und wir müssen uns zugleich erinnern, daß bisher nur von meiner Amtstätigkeit nach außen hin, in den Beziehungen der Universität über Leipzig hinaus in die universalen Kreise der Wissenschaft hinein, die Rede gewesen ist. Im Vordergrunde meiner Tätigkeit während des Rektoratsjahres hat aber durchaus eine andere Richtung gestanden, die der Sorge für die Fortbildung der inneren Universitätseinrichtung und der Personalverfassung, mochte es sich nun um Dozenten handeln oder Studenten.

Unsere teuere Studentenschaft, dies Kleinod, das jeder, der einmal Universitätslehrer gewesen ist, nie wieder in seinem Leben wird missen wollen, ist auch psychologisch und sozialgeschichtlich eine der interessantesten Bevölkerungsgruppen, die man sich denken kann. Wie viele verschiedene Arten studentischen Lebens habe ich wohl in dem ein Menschenalter nun schon weit überschreitenden Zeitraum kennen gelernt, da ich selbst Student war und Studenten beobachtet

habe. Um den inneren Wechsel festzustellen, würde nichts fruchtbarer sein, als eine Geschichte der Studentenmelodien. Aber auch schon die Geschichte der Liedertexte würde hierfür genügen. Welcher Abstand von den alten Scheffel-Liedern, von denen heute nur noch ganz wenige gesungen werden, vom Rodenstein und vom Zwerg Perkeo und dem Memtherium hinweg über die Filia hospitalis bis zu dem zu Ehren Bismarcks erbrausenden Eichwald und darüber nochmals hinaus bis zu den heutigen sozial und ethisch immer tiefer bohrenden und melodisch immer mehr verwahrlosten Liedern der Gegenwart! Und unterhalb dieser kleinen seelischen Indizien welch ein Wechsel der Personen selbst, ihrer sozialen Rekrutierung, ihrer geistigen Ausstattung: erst aus dem Gymnasium, dann aus weiteren Mittelschulen, bis die Gegenwart ein studentisches Material heranspült, dem in keiner der genannten Hinsichten eine geschlossene Eigenschaft mehr eigentümlich ist. Bis zu welchem Grade die Hochschule in ihrer Entwicklung dadurch geschädigt worden ist, daß man ihr völlig prinzipienlos und unberechtigterweise Gott weiß welche Menschen als Studenten zuweist, wird die spätere Zukunft erst zu erkennen und zu betrauern haben.[1]) Genug, daß das heute bestehende Berechtigungswesen, welches den Universitäten jede Möglichkeit nimmt, sich diejenigen Welten, denen der Zutritt zu den wissenschaftlichen Heiligtümern gewährt werden soll, selbst aufzubauen und auszulesen, und diese Auslese vielmehr vom Staat und auch namentlich von der Militärverfassung abhängig macht, späteren Generationen geradezu als ein absurder Auswuchs des staatlichen Bureaukratismus erscheinen wird. In der Gegenwart wird sich von diesen Übeln nur der eine Vorstellung machen können, der den unablässig schwankenden und ewigen willkürlichen Wandlungen unterworfenen Änderungen der Berechtigungsvorschriften, ohne ihnen folgen zu können, zu folgen verpflichtet ist. Gewiß ist es eine hohe Sache um eine einheitliche Bildung, die der Nation und wenn irgend möglich all den führenden Klassen die Gemeinschaft der Anschauungen

[1]) Dazu kommt noch in Leipzig die beträchtliche Schar der Handelshochschüler, die mit einem Mindestmaß von Universitätsvorbildung, wie sie das Schlußzeugnis einer sechsklassigen Mittelschule dokumentiert, den Hörsälen der Universität ein mehr dem allgemeinen Bildungsinteresse als strengem Fachstudium zugewandtes, oft recht zahlreiches Laienpublikum zuführen. Daß diesen Handelswissenschaft-Studierenden nicht auf ihren Bildungsgrad zugeschnittene Vorlesungen an der Handelshochschule gehalten werden, hat wohl hauptsächlich in der Zugehörigkeit einiger ordentlichen Professoren der Universität zu dem Lehrkörper dieser Hochschule seinen Grund.

und selbst der Kenntnisse, sicher aber des Weltverständnisses ermöglicht; sie muß, wenn irgend möglich, gewahrt bleiben. Aber mit Hammelsprungvorschriften, wie den heute bestehenden, erreicht man dieses Ideal nicht. Es wäre richtig gewesen, daß man die Universität unter Ausstattung mit reichen Mitteln für diesen Zweck selbst dafür hätte sorgen lassen, in der Entwicklung eines die Bildungsdifferenz der verschiedenen Zugelassenen ausgleichenden Mittelschulunterrichts sich wenigstens in Formen eines Surrogats diejenigen Einrichtungen zu schaffen, die unbedingt notwendig sind, um den Universitätsunterricht fruchtbar zu machen. Daß das neue Berechtigungswesen außerdem noch, ganz abgesehen von der Bevölkerungsvermehrung, seine in einer wenig erfreulichen und bisweilen unwürdigen Weise verdoppelnden Frequenzen in die Universitäten hineingeworfen hat, zu deren Bewältigung weder das Personal, das sich resultatlos verzweifelt abmüht, noch die Einrichtungen genügen, weiß jeder, der im Laufe etwa des letzten Jahrzehntes auf deutschen Hörsaalbänken gesessen hat.

Man muß alle diese Schwierigkeiten bedenken, wenn man den modernen Studenten verstehen will. Ich habe, seitdem ich Dozent bin, immer gern mit Studenten verkehrt, bin als Ehrenmitglied, Protektor und wie dergleichen schöne Ehrentitel in der jugendlichen Übertreibung der studentischen Welt zu heißen pflegen, nach den verschiedensten Seiten hin tätig gewesen, und so sehe ich auf eine ganze Reihe von Generationen zurück, die ja in akademischen Verhältnissen der Regel nach nur 6—10 Semester alt werden. Dies gibt mir vielleicht ein Recht, hier wenigstens auf die letzten Phasen der jüngsten inneren Entwicklung der studentischen Welt mit zwei Worten einzugehen.

Der Student von heute ist nicht mehr der naiv folgsame und von innerer Ehrfurcht gegenüber seinem Lehrer als einer ganz selbstverständlichen Eigenschaft erfüllte Schüler. Er ist vielmehr der schon recht gewitzigte junge Mann, der studienhalber an die Universität kommt und sehr darauf hält, in den Formen ja nicht zu demütig zu sein, falls er nicht bei minder starker Charakteranlage etwa nach der Gegenseite übertreibt; demnach erwartet er von seinem Lehrer, dem er nach außen hin nach wie vor Verehrung zollt, als selbständiger Mensch in einer ihm zuträglichen und passenden Weise unterrichtet zu werden. Und nach dieser Grundauffassung gestaltet sich ihm auch das Ideal der Schülerschaft. Es gibt zwar immer noch eine gewisse Anzahl von Studenten, die sogar den alten Grundsatz des Jurare

in verba magistri anerkennen, und sie ist ganz lehrreich zusammengesetzt. Da kommt zunächst für Leipzig die größte Anzahl der sogenannten Pädagogen in Betracht, d. h. von Elementarlehrern, denen infolge guter Veranlagung und guter Ergebnisse bei der Seminarabgangs- und der Wahlfähigkeitsprüfung das Studium an der Universität in Sachsen gestattet worden ist. Unter ihnen sind viele strebsame Menschen, wenn auch meist mit dem demokratischen Typ des modernen Lehrers; aber sehr schwer wird es ihnen, die dogmatisch deduktive Auffassung des Lernstoffes, die sie aus dem Lehrerseminar mitbringen, abzulegen, womit sie denn meist dem Schwören in die Worte des Lehrers verfallen sind. Daneben steht dann eine vielleicht noch interessantere Gruppe: die naiven Hörer des Worts, die in den ersten Semestern sich begeistert rezeptiv verhalten und darauf sich langsam über die von Mephistopheles dem Schüler im Faust nahegelegten Gedankenreihen hin in den kritischen Kandidaten höherer Semester verwandeln, im ganzen ein sehr gutes Material. Daneben könnten auch noch andere Gruppen genannt werden. Im allgemeinen aber ist diese letzte Abteilung heute schwach vertreten, während sie früher, insbesondere im Mittelalter, weitaus das Gros aller Studenten ausmachte. Auch eine weitere jüngere Form der wissenschaftlichen Charakterbildung des Studenten, die im 18. Jahrhundert zuerst aufgetreten sein mag und das 19. Jahrhundert vielfach beherrscht hat, ist jetzt im Aussterben begriffen. Das sind die jungen Leute, die sich wohl eine gewisse Freiheit des wissenschaftlichen Denkens wahren, etwa in dem Umfange, wie der Passagier auf einem großen Ozeanschiffe die Freiheit des Spazierengehens besitzt, die aber doch im übrigen gleich jenem Passagier der Richtung des großen Schiffes, auf dem sie Platz genommen haben, nämlich der Lehrmeinung ihres Hauptprofessors, die sie natürlich für etwas durchaus Weltbewegendes halten, folgen. Es ist also jene breite Kategorie, von der man später sagt, daß deren Angehörige in der Richtung von Müller oder Schulze oder Meyer arbeiten, und von deren Lehrern, dem Müller oder Schulze oder Meyer, man später sagen wird, sie hätten Schule gebildet. Allein den richtigen modernen Studenten liefert auch diese Kategorie noch nicht. Das neueste Erzeugnis akademischen Lebens geht vielmehr darauf aus, vom Lehrer eigentlich weiter nichts zu lernen, als das Formale der Handgriffe und der Methode. Im übrigen sucht sich der ganz moderne Student auf irgendeinem Wege eine sogenannte selbständige Weltanschauung zu bilden und betrachtet von da aus

deduktiv und persönlich Leben und Wissenschaft. Dabei sind wahrhafte philosophische und psychologische Neigungen nicht selten; und unter dem Schwall von Pseudoerscheinungen, die das neue Wesen umfaßt, finden sich nicht wenige wirklich ernst zu nehmende Anfänger. So stehen sie denn hier nebeneinander: die Klaren, Energischen, Bescheidenen und Freien und die Anwärter künftiger sogenannter öffentlicher Berufe oder freier Berufe im Privatbeamtentum (etwa vom einstigen Prokuristen bis zum Chefredakteur), darunter nicht wenige schon stark mit moralischen Schellen behaftet; mancher ein Schaumschläger, mancher vielleicht doch nur bis zum letzten Umkreise üblicher Meinungen vorgedrungen. Sind das die heutigen Kategorien, so läßt sich leider nicht verkennen, daß die soziale Rekrutierung für sie gegenüber früheren Zeiten zu leiden beginnt. In pessimistischen Augenblicken kann man fast den Eindruck haben, als wenn kluge Eltern die begabteren ihrer Söhne praktischen Berufen, vornehmlich der Technik und Industrie, die übrigen aber der Universität zuführten; und die Zahl der Studenten bedürfnisreicher Herkunft aus den Kreisen der Elementarlehrer, der Postbeamten usw. nimmt, wie schon das Wachsen der Gestundungsgesuche für die Kolleghonorare zeigt, beträchtlich zu. Andererseits tritt immer stärker der Unterschied hervor zwischen den Opfern, die Großstadteltern für ihre Söhne bringen, die während der Schul- und Universitätszeit mit geringen Mitteln im elterlichen Haushalt unterhalten werden, und den Kosten für Eltern, die ihren Sohn vom neunten Lebensjahre an in jetzt recht kostspieligen Pensionen erhalten müssen. Das führt zu dem hohen Prozentsatz von Studenten aus großstädtischen Proletarierfamilien, deren Überhandnehmen gegenüber der geringer werdenden Zahl von Söhnen aus Landpastoren-, Landarzt- und Gutsbesitzersfamilien aus verschiedenen Gründen und besonders deshalb recht bedenklich ist, weil hierbei die finanzielle Seite bei der Berufswahl ausschlaggebend ist. Vielleicht, daß auch die große Billigkeit des Universitätsstudiums in Deutschland in all diesen Hinsichten noch eine besondere Rolle spielt. Diese Billigkeit ist neuerdings noch stärker dadurch geworden, daß dem sonstigen Steigen aller Preise keinerlei Preissteigerung der akademischen Darbietungen weder der Vorlesungen noch Übungen oder der anderen Spezialunterrichtsformen zur Seite getreten ist. Man mag diese Erscheinung sehr verschieden beurteilen: klar ist, daß der akademischen Politik aus den steigenden Frequenzen sowie aus der ganz anders gearteten Rekrutierung der modernen Studentenschaft ganz neue Aufgaben erwachsen.

Innerhalb der mannigfachen und häufig recht strudelnd verlaufenen Umbildungen des studentischen Lebens, welche mit den eben nur sehr summarisch angedeuteten tiefen Änderungen zusammenhängen, ist nun zu gleicher Zeit eine starke Änderung der äußeren Physiognomie der Studentenschaft eingetreten. Sie zu studieren, gibt es wohl kaum einen besseren Ort als Leipzig, denn von altersher ist gerade die Leipziger Studentenschaft Trägerin rascher Fortschritte des studentischen Lebens gewesen: man erinnere sich da nur der Mitteilungen, die Goethe über den Gegensatz der Petits maîtres von Leipzig zu dem Rauhburschentum von Jena und, denke ich, auch von Halle macht. Schon gegen Schluß des 19. Jahrhunderts war infolgedessen die Zusammensetzung der Leipziger Studentenschaft überaus bunt. Da marschierten auf der Grimmaischen oder der Petersstraße, namentlich aber der ersteren, zu Anfang des Semesters, dann, wenn alle Farben tragenden Korporationen die Honneurs der Straße machen, um junge Füchse zu keilen, die ehrwürdigen Mützen der Korps einher, in knappen, zurückhaltenden Formen; daneben tauchte die breitergerandete, noch immer etwas an das Demokratische erinnernde Mütze des Burschenschafters, wohl auch in den historischen Farben von Schwarz-Rot-Gold auf, neben ihnen zahlreiche, im Kodex der Heraldik schwerlich zugelassene Farben anderer buntbewimpelter Korporationen, dann die einfarbigen dunkelblauen Samtmützen einer so ehrwürdigen Gesellschaft wie der Societas Lusatorum Sorabica oder die blaue Mütze des Universitätssänger-Vereins zu St. Pauli; auch Turnvereine und Sportvereine, aber auch sogar wissenschaftliche Vereine trieben sich gelegentlich als Träger von Farben um. Welch reiches Bild einer langen Entwicklung, in der der Student im Laufe von mehr als einem Jahrhundert von den Formen engerer patriarchalischer Geschlossenheit und fast völliger Lebensgemeinschaft mit den vereinigten Freunden zu freieren korporativen Verbindungen und schließlich zu Vereinen, an die er nur durch ein speziell wissenschaftliches oder hygienisches oder künstlerisches Interesse geknüpft wurde, emporgestiegen war; so, nicht nur augenscheinlich durch Farben getrennt, sondern auch innerlich ganz verschieden charakterisiert standen da Korps, Burschenschaften, Landsmannschaften, Gesangvereine und Turnvereine, schließlich die wissenschaftlichen Vereine, im ganzen doch wohl fünf bis sechs Dutzend besonderer Vereinigungen nebeneinander. Zu alledem aber hatte sich im neuen Reich seit 1870 nun noch der Anfang einer ganz neuen Entwicklung gesellt. Da hieß es: der Student müsse hinein in die gemeinsamen

Fragen künftigen Bürgertums, er müsse sich mindestens politisch interessieren; und unter Entwicklung ganz bestimmter Tendenzen entstanden die Vereine deutscher Studenten. Und neben das politische Interesse trat das soziale. Unter dem Eindrucke eines neuen Wirtschafts- und Gesellschaftslebens endlich entfaltete sich auch eine besondere geistige Kultur. Den Atem von all diesem Neuen zu fassen, ihn vielleicht gar in positiver Mitarbeit schaffend in sich aufzusaugen, wurde das Ideal nicht weniger Bester. Natürlich konnten diesen die vorhandenen Korporationen nicht genügen. Sie sahen zu gleicher Zeit in ihren Zielen das Ideal des modernen Studenten, wie sie es auffaßten, überhaupt. Damit verband sich der Drang, neben den inkorporierten Studenten doch in ihrer Vereinzelung auch etwas zu sein, und hieraus erwuchs der Anspruch, das noch unmündige Leben der Nichtinkorporierten ganz generell vertreten zu wollen. Aus alledem ging eben auf Leipziger Boden die Bewegung hervor, die mit dem Namen der Freien Studentenschaft verknüpft ist, und die man anfangs in Leipzig, in Anknüpfung an einen alten Kosenamen, der den Nichtinkorporierten von den Inkorporierten zuteil geworden war, „Finkenschaft“ nannte. Diese Bewegung, die am Beginn meines Rektorats etwa eineinhalb Jahrzehnt alt war,[1]) umfaßte in dieser Zeit nicht wenige der begabtesten und ernstesten Studenten. Sie war schon praktisch eifrig tätig gewesen, hatte einen Teil der sozialen Fürsorge der Studentenschaft in die Hand genommen, ein Bureau zum Arbeitsnachweis für Hauslehrerei und Privatstundengebung für arme Studenten eingerichtet, eine Bücherverkaufsstelle, in der die Werke der Leipziger Dozenten für deren Hörer zum Verlegerpreis zu kaufen waren, und eine Leihbibliothek ausgewählter Werke der schönen Literatur organisiert, den Studenten zur Befriedigung ihrer geistigen und sozialen Bedürfnisse generell allerlei Preisermäßigungen erwirkt und auch sonst vielfach durch Darbietungen von Vorträgen und dergleichen geistig in die Gesamtbewegung der Studentenschaft eingegriffen.

Das alles war im allgemeinen unter Billigung der Rektoren geschehen; selbst gegenüber dem Anspruch der Freien Studentenschaft, die gesamten Nichtinkorporierten zu vertreten, obwohl sie nur aus einem kleinen Teil derselben bestand, hatte man Nachsicht geübt. Was mich persönlich betraf, so hatte ich noch im alten Jahrhundert zusammen mit einem anderen Kollegen, in dessen Rektorat die Freie

[1]) Das Gründungsjahr der Freien Studentenschaft war 1896. D. H.

Studentenschaft entstanden war, deren Protektorat übernommen und befand mich dadurch ihr gegenüber zwar in keinerlei festem Pflichtenverhältnis, wohl aber doch in einem gewissen Verhältnis sittlicher Bindung. Dies ungefähr war die Situation der Studentenschaft, als ich Rektor wurde. Eine allgemeine Vertretung der Studentenschaft, wie sie früher angestrebt worden war, bestand nicht.

Nun begab sich schon im ersten Quartal meines Rektorats folgendes: Die Freie Studentenschaft hatte für diese Zeit beschlossen, eine Reihe von Vorträgen deutscher Politiker aus den einzelnen Parteien zur Information der Studentenschaft über die verschiedenen Parteirichtungen abhalten zu lassen. Unter diesen Vorträgen befand sich auch einer des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Eduard Bernstein, und die Abhaltung dieses Vortrags für das erste Quartal meiner Amtszeit war noch von meinem Amtsvorgänger genehmigt worden. Ich hatte demgegenüber natürlich keinen Grund, mich mit der Frage der Zulässigkeit oder Nichtzulässigkeit eines sozialdemokratischen Vortrages überhaupt genauer zu beschäftigen; es verblieb bei der Anordnung des Vorgängers; der Vortrag fand, ich denke noch im November, in einem großen Saale Leipzigs statt. Bernstein sprach sehr ruhig und „akademisch"; die Dozenten, welche dem Vortrag beigewohnt hatten, erklärten hinterher, er sei für die Studentenschaft sehr nützlich gewesen, denn man hätte allgemein einsehen müssen, daß Bernstein über die Sozialdemokratie, ihre Herkunft und ihren Gehalt auch nichts anderes sage als die Dozenten selbst. Nun aber begab sich folgendes: Nach Schluß der Rede Bernsteins trat man in eine Diskussion ein, und zu dieser meldete sich ein Dr. X., ein Mann viel umgetriebenen Lebens, anfänglich Gymnasiallehrer und Antisemit in Berlin, dann an den Anfängen unserer Kolonialpolitik, die ihn nach Südamerika führten, beteiligt, später unstet durch ganz Amerika wandernd bis hinauf in die großen Städte der Union, wo ich ihn, den früheren Gymnasiallehrer, als Architekten in Baltimore sah, schließlich nach Deutschland heimgekehrt und hier eingetreten in die bekannte Vereinsbewegung zur Unterdrückung der Sozialdemokratie. Dr. X. redete also gegen Bernstein; aber er sprach nicht eben glücklich, und als er dessen selbst inne ward, half er sich aus der Verlegenheit durch ein plötzlich unmotiviert ausgebrachtes Hoch auf den Kaiser. Darauf verwies ihn der studentische Vorsitzende aus dem Saale, da nur er als Präsident über die Genehmigung von dergleichen Akklamationen zu entscheiden habe.

Der einfache Vorgang hatte bei dem Wesen des Störenfrieds alle

Chancen, gründlich erweitert und ausgebeutet zu werden. In der Tat begann alsbald in der Presse ein gewaltiger Skandal. Das Kultusministerium in Dresden wurde in Bewegung gesetzt, und in Leipzig zirkulierte eine von einer Anzahl unbekannter Personen unterschriebene Adresse an Seine Majestät den König als dem Rector magnificentissimus, in der man sich über seinen Stellvertreter, den Rector magnificus, beschwerte. Die studentische Welt machte natürlich auch mobil, es wurden Versammlungen abgehalten, Artikel geschrieben und alles benutzt, was die heutige Welt an öffentlichen Lärmeinrichtungen besitzt. Im Kultusministerium blieb man indes sehr ruhig, und der König mit seinem prachtvollen gesunden Menschenverstand erledigte die Sache von Dresden her mit dem salomonischen Urteilsspruch: „Der Ausbringer des Kaiserhochs möge wohl ein guter Patriot sein, in diesem Falle aber habe er unrecht." Die Agitation zog sich gleichwohl bis in den Dezember hinein, und so riet ich dem Minister, sie gewähren zu lassen, um sie durch ein beruhigendes Wort seinerseits kurz vor Weihnachten und vor Beginn der Ferien zu ersticken. Hiernach wurde in Dresden gehandelt. Wir blieben darauf in Leipzig im Beginn des neuen Jahres von jeder Agitation um so mehr verschont, als ich den führenden Studenten noch vor dem Feste das Versprechen abgenommen hatte, des weiteren zu schweigen. Der Urheber des Streitfalls verlegte seine Agitation nach Berlin und hat dort sein Wesen noch eine Weile fortgetrieben.

Was aber zurückblieb, das war eine gewisse Abneigung des Senats gegen das Treiben der Freien Studentenschaft überhaupt, und diese Stimmung wurde nun der Hintergrund für ein weiteres Vorgehen, das sich an einen Zusammenhang knüpfte, der ebenfalls noch in die Zeit meines Amtsvorgängers, ja des Vorgängers von diesem zurückreichte. Während des Rektorats 1908/09 hatten zwei nichtinkorporierte Studenten gegen ihre Vertretung durch die Leipziger Freie Studentenschaft beim Rektor Verwahrung eingelegt und der Freien Studentenschaft überhaupt das Recht bestritten, diejenigen Nichtinkorporierten zu vertreten, welche nicht von ihr vertreten sein wollten. Der Rektor des Jubiläumsjahres 1909, der bekannte Strafrechtslehrer Binding, hatte die Verwahrung unbehandelt gelassen, um nicht den Gottesfrieden der Feier zu stören. Mein Vorgänger hatte es bis auf die letzte Sitzung des Senats, die er abzuhalten hatte, gerade so gehalten, eben in dieser letzten Sitzung aber die Sache vorgebracht. Jetzt nun mit dem Jahresanfange 1911 wurde diese Angelegenheit im Senat von neuem sehr ernst behandelt, und man ge-

langte schließlich, nachdem die Freie Studentenschaft der wiederholten Aufforderung, die Satzungen zu ändern, nicht nachgekommen war, zu dem Beschlusse, sie, weil in ihren Ansprüchen mit den Rechten der einzelnen Nichtinkorporierten nicht vereinbar, aufzulösen.

Nach Lage der Dinge war dieser Beschluß mir nicht gerade angenehm, obwohl ich ihn als rechtlich zulässig ansah; vor allem aber erschien mir eine Auflösung gegen Schluß des Wintersemesters gefährlich, denn sie würde die Universität Leipzig meiner Meinung nach mit dem Exodus einer nicht geringen Anzahl gerade der besten Studenten bedroht haben. Ich beschloß infolgedessen, die Auflösung erst am Beginn des Sommersemesters, wo diese Gefahr vorüber war, zu vollziehen, dann aber gleichzeitig und energisch mit dem Angebot von Verhandlungen zur Begründung einer allgemeinen studentischen Verfassung vorzugehen. Diese Art des Verfahrens hat mir anfangs manchen Tadel eingebracht, bis man die Segnungen der neuen Verfassung, die daraus hervorging, zur Genüge schätzen lernte. Bei den nun einsetzenden Verhandlungen mit der Studentenschaft schwebte mir etwa das Bild folgender Verfassung vor: Alle korporativ organisierten Studenten beschicken einen ihnen gemeinsamen Ausschuß zur Vertretung ihrer Interessen, und alle nicht organisierten Studenten wählen zur Vertretung der ihrigen einen zweiten Ausschuß. Diese beiden Ausschüsse sind bis zu einem gewissen Grade selbständig aktionsfähig, so daß als Ganzes ein Gebilde entsteht, das man vielleicht mit einem Doppelschraubendampfer vergleichen könnte. Bei voller und glücklicher Fahrt war es dann möglich, in der harmonischen Drehung beider Schrauben zu fahren, sollte aber die eine Schraube versagen, so mußte eben die andere den Dienst für die Gesamtheit übernehmen, und es blieb bei langsamer Fahrt doch das Ganze erhalten; man konnte wieder günstigere Zeiten abwarten, um die Harmonie beider Schrauben herzustellen. Im ganzen aber mußte es doch als wünschenswert erscheinen, ja als unerläßlich, daß beide Schrauben gemeinsam in gutem Einvernehmen miteinander arbeiteten. Auch dafür sollte die Verfassung sorgen, denn der eigentliche perfekte Beschluß dieser Verfassung sollte derjenige sein, in dem in gemeinsamen, übereinstimmenden Voten beider Ausschüsse bezüglich einer bestimmten konkreten Frage der Gesamtwille der Studentenschaft einheitlich zum Ausdruck gelangte.

Als ich in ersten Besprechungen mit einzelnen von mir berufenen Mitgliedern des Nichtinkorporiertenkreises diesen Gedanken vortrug, stellte sich heraus, daß er als eins der möglichen Ideale

einer künftigen studentischen Universitätsverfassung auch schon in der freistudentischen Literatur, die in den letzten Jahren üppig hervorgeschossen war, seinen Ausdruck gefunden hatte. Es konnte demnach kein Zweifel sein, daß innerhalb der Nichtinkorporierten wenigstens die Anhänger des freistudentischen Ideals für eine solche Auffassung zu gewinnen waren. Auf der anderen Seite ergab sich aber, zunächst zu meiner Überraschung, daß sich auch die Inkorporierten dem Vorschlage einer solchen Verfassung gern fügen würden. Auf dem Wege, Mittelspersonen zu einer Verbindung mit den Inkorporierten zu suchen, traf ich einen ebenso eifrigen wie geschickten Referendar, der alter Korpsstudent war und gern die Verhandlungen mit den Korpsstudenten in die Hand nahm: und siehe da, nicht nur dieser Kreis, sondern auch ihm folgend die wichtigsten Kreise der Verbindungen nahmen den Grundgedanken an. So bedurfte es denn nur noch weiterer eingehender Verhandlung, um zu einem gemeinsamen Ziele zu gelangen. Mit Zustimmung des Senats und unter Kenntnisnahme des Kultusministeriums wurden seitens der Inkorporierten wie der Nichtinkorporierten provisorische Ausschüsse gewählt, zwischen denen nunmehr, nach schon vorher aufgenommenen Versuchen, unser Referendar und sehr bald neben ihm kräftig, aber zugleich maß- und taktvoll eingreifend auch unser vortrefflicher Universitätssekretär, Justizrat Flade, zu verhandeln begannen. Das Ergebnis war die heute noch geltende, in ihrer Formgebung etwas verwickelte Verfassung, die der Hauptsache nach in der Tat nach dem oben gebrauchten Bilde des Doppelschraubendampfers in ihren verschiedenen Organen aus zwei nebeneinander funktionierenden Ausschüssen, einem der Inkorporierten und einem der Nichtinkorporierten, besteht und im übrigen nach den bereits geschilderten Grundsätzen geformt ist. Beide Ausschüsse besitzen, soweit wie sie zu gemeinsamen Beschlüssen gelangen, ein gewisses Besteuerungsrecht über die gesamte Studentenschaft; außerdem besitzt für solche Beschlüsse, die jeder Ausschuß nur allein faßt, dieser Ausschuß ein beträchtlich höheres Besteuerungsrecht desjenigen Teils der Studentenschaft, dem er sein Mandat verdankt.

Im Senat freilich ergaben sich bei der Diskussion der Verfassung, wie sie die studentischen Ausschüsse beschlossen hatten und wie sie mit geringfügigen Abänderungen auch dem Kultusministerium genehm war, noch sehr beträchtliche Schwierigkeiten; sie entsprangen, wie so häufig, der ungenügenden Materialkenntnis der Senatoren, waren aber vielfach auch noch durch frühere Stimmungen und Ver-

stimmungen gegenüber der Freien Studentenschaft bestimmt. Schließlich aber, in den letzten Tagen meines Rektorates, wurde doch ein positiver Abschluß erreicht, und ich hatte die Freude, noch am letzten Tage vor der Amtsniederlegung in einer feierlichen formellen Versammlung den Abschluß der Verfassung herbeizuführen. Es war für mich ein Augenblick, dessen ich mich gern und nicht ohne einen gewissen Stolz erinnere. Am 30. Oktober abends gegen 8 Uhr war in der vollerleuchteten Wandelhalle der Universität ein beträchtlicher Teil der Studentenschaft zusammengetreten, um gegenüber der Verfassung ein letztes Votum abzugeben. Auf den breiten Steinfliesen drängte es sich dicht Kopf an Kopf, auch noch jenseits der Pfeilerreihen standen Gruppen; es mögen wohl gegen tausend Kommilitonen und Kommilitoninnen gewesen sein, die sich versammelt hatten. Das summende Gespräch verstummte, als ich im einfachen schwarzen Rock von den Verwaltungsräumen her auf dem mittleren Platz der breiten Balustrade in Höhe des ersten Stockwerkes vor der Aula erschien, begleitet von ein paar Pedellen, mit dem Vertreter des Nichtinkorporiertenausschusses, der die Versammlung berufen hatte. Es wurde mit zwei Worten Frieden geboten; dann erörterte dieser Vertreter mit kurzen treffenden Ausführungen den Inhalt der zur Beschlußnahme vorgelegten Verfassung. Und dann geschah etwas, das den Historiker an die älteste Form der Abstimmung unseres Volkes erinnern mußte, so sehr diese Art der Abstimmung in den Tiefen der Nation, namentlich in bäuerlich-konservativen Kreisen noch bis zur Gegenwart fortwährt. Ich nahm zu der kurzen Mitteilung das Wort, daß über die Verfassung jetzt nach gutem alten deutschen Recht nur mit ja und nein abzustimmen sei, eine Diskussion werde nicht erwartet und sei zudem auch aus technischen Gründen bei der Akustik der Halle nicht möglich. Wer für die Annahme sei, möge das durch Emporheben des Armes bekunden. Flugs flogen viele Hunderte Arme empor, es zeigte sich: nur eine geringe Minderheit lehnte ab. Um aber dem Verfahren volle Sicherheit zu verleihen, wurde noch eine zweite Art der Abstimmung angewendet. Ich hieß diejenigen, die gegen die Annahme der Verfassung seien, innerhalb der Halle an eine bestimmte Stelle treten. Ein kleines Häuflein sammelte sich hier, und der untrüglichste Augenschein lehrte alle, vor allem auch die unten in der Halle Stehenden selbst, daß die Verfassung den Beifall der ganz überwältigenden Mehrheit der nichtinkorporierten Studentenschaft gefunden habe. Darauf erklärte ich die Verfassung feierlich als von den Nichtinkorporierten und damit

auf Grund vorhergegangener Verhandlungen mit den Inkorporierten für die Studentenschaft überhaupt angenommen. Damit war der eigentliche Inhalt der Verhandlung, derenthalben man zusammengekommen war, erschöpft; es folgte ein Hoch auf den König und der Gesang des ersten Verses der Sachsenhymne, darauf ein ebenso freudig aufgenommenes Hoch auf die Universität; und dröhnend ertönte zuletzt der erste Vers des Gaudeamus igitur. Dann wurde die Versammlung geschlossen; ich sah nach der Uhr, sie hatte 17 Minuten gedauert. Während sich die Halle langsam von den flutenden Massen der Universitätsjugend leerte, ging ich raschen Schrittes in das Rektorzimmer, unterschrieb als letzte Handlung meines Rektorats den schon vorbereiteten Bericht an die Regierung und sorgte dafür, daß er noch zur Post gebracht wurde, damit er ganz zur rechten Zeit in Dresden anlange. Wenige Tage später traf bereits die Bestätigung vom Kultusministerium ein.

Diese Verfassung hat es vermocht, das Studentenleben vorwärts zu treiben und eine Anzahl von Einrichtungen zu schaffen, die den Gemeinschaftsgeist der Leipziger Studentenschaft mächtig belebt haben. Fährt die Studentenschaft fort, in der Verfassung nicht bloß einen in ständiger Gleichmäßigkeit dahinrollenden Organismus zur Erfüllung regulärer Pflichten zu sehen, sondern darüber hinaus bei allem Festhalten des Regelmäßigen, das sich von selbst versteht, der Verfassung Impulse zu ästhetischer, sittlicher und religiöser Stärkung zu entnehmen, so werden die späteren Generationen der rasch wechselnden studentischen Welt immer den Augenblick segnen, da die Verfassung entstand.[1])

[1]) Was die Verfassung für die Leipziger Studentenschaft inzwischen geworden ist, weiß heute jeder akademische Bürger, und hat noch jüngst die Feier des 50. Geburtstags Gerhart Hauptmanns durch die Studentenschaft bewiesen. Als am 23. November 1912 sich die Studenten aller Korporationen wie die Nichtinkorporierten in gleichem Zuströmen in der Aula versammelten, um dort den Dichter, den die Ernennung zum Ehrendoktor gelegentlich des Universitätsjubiläums vom Jahre 1909 in nähere Beziehungen zur Leipziger Universität gebracht hatte, zu seinem Geburtstage zu bewillkommen, und als dann Hauptmann antwortete, zunächst durch Vortragen eigener Dichtung, dann durch aus dem Herzen strömende Mitteilungen über sein innerstes Selbst, sein Gewordensein und seine Absichten, und als dann nach dem Schluß der Rede des Dichters ein zunächst durch die Feierlichkeit des Ortes noch gebändigter, schließlich aber mit Urgewalt durch den Saal brausender Beifall emporbrach und einen Stimmungsgehalt auslöste, wie ihn so schwer, so tief und von so hohem Ernst getragen die Aula gewiß noch nicht erlebt hatte; da mag sich wohl mancher gesagt haben, daß in diesem Augenblicke schließlich doch durch das Wirken der neuen Verfassung Kräfte in der Stu-

Daran, daß die sogenannte Leipziger Bewegung um sich greifen und ihre Folgen haben wird, ist heute nicht mehr zu zweifeln; wieder einmal wird sich die Leipziger Studentenschaft, wie so oft im Laufe ihrer Geschichte, als die geborene Führerin in der Entwicklung deutschen studentischen Lebens erweisen. Das Ergebnis war, daß schon im nächsten Jahre die Studentenschaften von fünf anderen deutschen Hochschulen Bewegungen zur Begründung gleicher Verfassungen anstrebten.[1])

*

Leichter und je nachdem schwieriger zugleich als die Regelung der studentischen Verfassung gestaltete sich eine andere Angelegenheit, die der Natur der Dinge nach freilich nur zu provisorischen Lösungen führte und Universität wie Dresdener Kultusministerium noch lange beschäftigen wird.

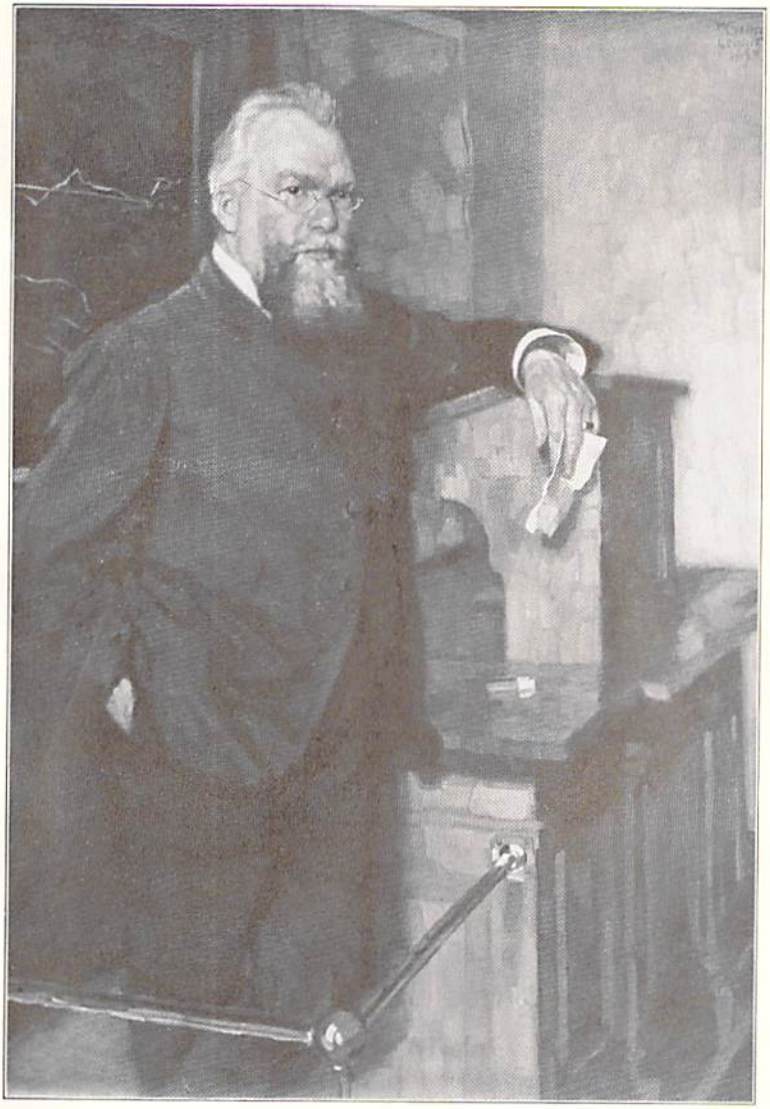
Die Universität Leipzig liegt mit ihren Hauptgebäuden bekanntlich in der alten Stadt. Gewiß hat sie dort am Augustusplatz die vielleicht schönste aller Lagen inne, und das Areal, das sie besitzt, eine volle große Häuserinsel zwischen dem genannten Platz, der Grimmaischen Straße und der Universitätsstraße, einstiger Besitz einer wohlarrondierten großen klösterlichen Niederlassung, war für die Bedürfnisse der Universität bis in die siebziger und achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein groß genug, um auch weitgehende Anforderungen zu decken. Dann aber, und vielleicht gar schon früher, seit den sechziger Jahren, als der Universität die Begründung des Norddeutschen Bundes dadurch zugute kam, daß sie einen weit größeren Rekrutierungskreis der Studentenschaft herbeiführte, und als gleichzeitig der erlauchte Sinn König Johanns für eine gründliche Umbildung des Dozentenpersonals sorgte, erwiesen sich die alten Räume als zu klein. Hatte die Sternwarte schon früher jenseits des alten Leipzigs in der Umgegend des damals noch nicht von Häusern umbauten Johannistals Platz gefunden und lag in dieser Gegend zu gleicher Zeit der weitläufige Gebäudekomplex des

dentenschaft ausgelöst wurden, von so starker Reinheit, daß ihr Emporquellen jedem der Anwesenden eine begeisternde Erinnerung für das Leben zu geben geeignet schien.

[1]) Im Wintersemester 1913/14 bestanden an folgenden Hochschulen Studentenausschüsse: an den Universitäten Bonn, Breslau, Göttingen, Heidelberg, Jena, Rostock; den Technischen Hochschulen Berlin, Breslau, Braunschweig, Darmstadt, Dresden, Hannover; der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin; den Bergakademien Berlin, Clausthal; der Forstakademie Tharandt; den Handelshochschulen Berlin, Cöln, Mannheim, München. D. H.

St. Jacob-Hospitals, an dem ein Teil der medizinischen Professoren amtierte, so lag es nahe, die dortige freie und gesunde Gegend für neue Universitätsgebäude zu benutzen. Und so entstand denn hier entlang der Liebigstraße, deren Name schon für ihren akademischen Charakter zeugt, allmählich eine große Anzahl von Instituten vornehmlich medizinischen und naturwissenschaftlichen Charakters, und ein volles neues Universitätsviertel begründete sich, das heute das Areal der alten Zentraluniversität am Augustusplatz bei weitem übertrifft. Dabei glückte es, durch günstige Hinzukäufe das Areal immer mehr abzurunden, und so mag es noch auf lange Zeit hin neuen Anforderungen genügen. Damit ist die nächste Zukunft der Medizin und der Naturwissenschaften baulich zur Zufriedenheit geordnet, zumal zahlreiche der inzwischen entstandenen Institute immer wieder durch Anbauten ergänzt oder gar durch Neubauten ersetzt worden sind.

Anders dagegen steht es mit den wesentlich im alten Zentralsitz der Universität untergebrachten Geisteswissenschaften. Diese Wissenschaften der theologischen, juristischen und philosophischen Fakultät, soweit dort Psychologie, Philosophie, Philologie, Geschichte und Verwandtes in Betracht kommen, sind in ihren baulichen Anforderungen bis zum Schluß des 19. Jahrhunderts, wenn nicht darüber hinaus, sehr bescheiden gewesen. Standen ihnen eine genügende Anzahl von Hörsälen zur Verfügung und da und dort ein oder einige Zimmer zur Abhaltung von Übungen oder sogenannten Praktika, so waren sie vollkommen zufriedengestellt. Indes mit der vollen Durchbildung eines evolutionistischen Zeitalters dieser Wissenschaften änderte sich das. Evolution bedeutet Geschichte, und so wurde denn die Geschichte allmählich die Fundamentalwissenschaft all der im geisteswissenschaftlichen Zusammenhang stehenden Disziplinen und ersetzte als solche die Philosophie; an Stelle der Metaphysik traten die Wissenschaften der geschichtlichen Induktion und an Stelle des bloßen Denkens, für dessen Vollzug auch der kleinste Raum genügte, vielmehr eine Art der Forschung, der die ungeheuer erweiterten und noch immer mehr anschwellenden Materialien der geschichtlichen Überlieferung jeglicher Art stetig zur Hand sein mußte. Damit wurden denn auch geisteswissenschaftliche Institute notwendig; und es gehört mit zu den Ruhmesblättern der jüngsten Vergangenheit der Universität Leipzig, daß sie früh die hieraus nötigen Konsequenzen gezogen hat; das erste große Historische Seminar deutscher Universitäten ist in den siebziger Jahren durch Professor von Noorden in Leipzig gegründet



Nach einem Gemälde von Walther Georgi.

worden. Indem nun dieser Zustand im Laufe des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts deutlicher hervortrat, wurden die Anforderungen an größere Räume in dem alten Zentralsitz der Universität immer beträchtlicher. Der behagliche Zustand, der dort bis dahin geherrscht hatte, wo sich innerhalb der Höfe und Häusermassen der alten Universität noch freundliche Gärten hinzogen, in denen die zahlreichen Kinder der Universitätsunterbeamten mit allerlei Vögeln, vor allem freilich Sperlingen, um die Wette zwitscherten und schwatzten, ließ sich nicht mehr aufrechterhalten. Die schönen Universitätswohnungen, welche Professoren in den der Universität gehörigen Häusern so überaus bequem und noch dazu mit meist recht billigem Mietzins bewohnten, schrumpften der Zahl nach immer mehr zusammen, und ein Haus des alten Universitätsbesitzes nach dem anderen verfiel der Umbildung in Seminare und Institute. Die wachsende Flut der Bedürfnisse in dieser Richtung erreichte nun noch vor dem Universitätsjubiläum des Jahres 1909 eine Höhe, die bedenklich erscheinen mußte. Damals stellte sich heraus, daß das sehr splendid angelegte antike Museum für bildende Kunst seine zahlreichen Gipse, die durch immer weitere Ankäufe vermehrt wurden, in den bis dahin innegehabten Räumen nicht mehr unterbringen könnte. Nun kann man über Gipse als Gegenstand archäologischer Belehrung und Forschung sehr verschieden denken, und in dem Augenblick, in dem sich an deren weitere Unterbringung starke bauliche Forderungen anknüpften, wurden an der Universität in der Tat über die Bedeutung dieser Gipse oder, wie man wohl auch sehr despektierlich sagte, „Puppen" sehr verschiedene Meinungen geäußert. Der energischen Art, mit der der Archäologe seine Forderung vertrat, gelang es durchzusetzen, daß der Sammlung ein großer Anbau in dem südlichen Hofe der Universität bewilligt wurde, ein Anbau, der allerdings die ganze Südfassade der Universität, die schönste von allen, definitiv verbarrikadierte und außerdem als Museum noch die Eigentümlichkeit besaß, durchweg Räume von ungenügender Belichtung zu besitzen.

Die letzten Verhandlungen, welche zur definitiven Annahme des Projektes der „Puppenscheune" im Senat geführt wurden, fielen nun in meine Amtszeit. Damit wurde mir denn nahegelegt, die Raumfrage der Zentraluniversität überhaupt einmal durchzudenken. Da stellte sich nun bei näherem Überlegen heraus, daß sich eigentlich bei stärkerer Entwicklung der Geisteswissenschaften, wie ich sie gleichzeitig — und ich werde davon bald zu reden haben — ins Auge faßte,

der Raum in der Altstadt unter allen Umständen als unzulänglich erweisen werde, und zwar selbst dann, wenn man allen Besitz der Universität in der oben beschriebenen Häuserinsel in Anspruch nehmen würde. Die Frage des Ausbaues der Zentraluniversität trat mir damit dringlich entgegen; ich durfte ihr zugleich um so weniger aus dem Wege gehen, als ich einer der glücklichen Besitzer einer Universitätswohnung war und mich daher keineswegs ein Vorwurf, als habe ich dieses Umstandes halber die äußere Zukunft der Universität übersehen, gleichgültig lassen konnte.

Nun war es nicht das erstemal, daß die Frage des Ausbaues erwogen wurde. Schon in den siebziger und achtziger Jahren, zu der Zeit, da die großen Institute in dem Koloniebezirk in der Liebigstraße entstanden, war von einem solchen Ausbau unter den Professoren lebhaft die Rede gewesen. Ich bewahre aus dieser Zeit noch eine charakteristische Erinnerung. Zu einem Abendessen zahlreicher Professoren bei Professor von Noorden, der mir sehr wohlwollte, war ich einmal als einziger Student hinzugezogen. Bei der Zigarre kam das Thema des Universitätsausbaues zur Sprache und wurde sehr lebhaft hin und her erörtert. Ein Teil der Anwesenden widersprach jeder Verlegung der Universität, wenn er auch zugab, daß die damals noch bestehenden, teilweise überaus unzulänglichen Gebäude der Universität in der gewohnten, wie man sich ausdrückte, historischen Lage einem Neubaue zu weichen haben würden. Ein anderer Teil dagegen trat für die Verlegung der Zentraluniversität nach dem Johannistal, d. h. auf ein Areal in unmittelbarer Anlehnung, ja direkt im Anschluß an die kolonialen Erwerbungen der Liebigstraße, ein. Nach manchem Hin und Her der Rede wurde schließlich auch ich, der ich bis dahin stumm zugehört hatte, von Noorden um meine Meinung gefragt, um, wie er sich ausdrückte, neben der Stimme der Dozenten auch eine solche aus der Studentenschaft zu hören. Ich empfahl darauf die Verlegung der Zentraluniversität nicht nach dem Johannistal, sondern vielmehr in die damals noch weite und freie Fläche zwischen Leipzig und Connewitz; an dieser Stelle würde nicht nur einmal die gesamte Universität und vor allen Dingen auch die Bibliothek, für deren Schicksal man sehr besorgt war, breit und glänzend untergebracht werden können; man könne hier auch Areal kaufen, das künftigem Straßenbau dienen und auf diese Weise das Vermögen der Universität bereichern könne, und das Gesamtareal habe den Vorteil, dem Boden nach weitaus das gesündeste in unmittelbarer Nähe von Leipzig zu sein und von Westen her einer

ungehinderten Ventilation durch die in Leipzig beinahe ständig von Westen kommenden Winde hinweg über die großen Wälder des Elster-Pleißetales offen zu liegen. Mit diesen Ausführungen kam ich aber schlecht an, insbesondere der Jurist Windscheid benutzte sie, um mich mit einer angenehmen Atmosphäre von gutmütiger Ironie und superiorem Spott zu umgeben. Während meines Rektorats wurden mir diese Einzelheiten, wie sich begreifen läßt, wieder besonders lebendig, und ich habe damals mehrere Leipziger Sachverständige gefragt, was die Universität wohl für ein Geschäft gemacht haben würde, wenn sie den von mir in der Noordenschen Gesellschaft in Vorschlag gebrachten Ankauf getätigt hätte. Die Antwort war so verblüffend, daß ich, wie gesagt, schließlich andere Sachverständige gefragt habe, aber immer blieb man bei derselben Auskunft, daß der Ankauf etwa eine Vervier- bis Verfünffachung des bisherigen Vermögens der Universität bedeutet haben würde. Eine solche Entwicklung würde, wie die Dinge bis zum Jahre 1909 und noch darüber hinaus lagen, bedeutet haben, daß der Staat bis in diese Zeit hinein für die Entwicklung der Universität Leipzig kaum einen Zuschuß zu zahlen gehabt haben würde, obwohl dieser Zuschuß jetzt bis in die Nähe von vier Millionen Mark jährlich gestiegen ist. All diese Summen würden sich durch günstige Transaktionen auf dem Felde zwischen Connewitz und Leipzig haben erübrigen lassen.

Ging ich nun als Rektor von demselben Geist einer einfachen, klaren geschäftlichen Initiative aus, den ich als Student bewiesen und am Rhein für Fragen von der Art der hier vorliegenden in großkaufmännischen Kreisen gestärkt und geläutert hatte, so war es sehr leicht, diesen im Anschluß an einen Landankauf zu betätigen, der von der Universität bereits im Jahre 1910 auf Vorschlag des Universitätsrentmeisters Riemer erfolgt war. Die Universität hatte in der Gegend zwischen Probstheida und Zuckelhausen, also linker Hand, wenn man von Probstheida nach Meusdorf zu geht, 14,26 nebeneinander liegende Hektare für die Universität erworben, und dieser Ankauf war von den Landständen genehmigt worden. Hier mußte man, wenn möglich, weiterkaufen und ein Areal schaffen, das, wenn der Plan sonst geeignet war, einer künftigen Zentraluniversität als völlig genügender Raum dienen konnte. Nachdem mir dieser Zusammenhang gegenwärtig geworden war, habe ich mir bald zu Fuß, bald zu Wagen die Umgegend von Probstheida noch genauer angesehen, obwohl ich schon einigermaßen mit dem Terrain bekannt war. Dabei stellte sich heraus, daß freilich die Gegend des heutigen Süd-

friedhofes für die Anlage einer Universität noch weit geeigneter gewesen wäre, als irgendein Areal in der Umgegend von Leipzig überhaupt, zumal jetzt, wo sich in der Nähe des Südfriedhofs, das, wie man es auch künstlerisch ansehen möge, doch national so erhebende Denkmal zum Andenken an die Gefallenen der großen Völkerschlacht erhebt. Denn die Gegend des Südfriedhofes mit ihrer leichten Neigung nach Westen hin, mit ihrer prächtigen Besonnung, mit ihrer höheren Lage, die, trotz vielleicht nur einiger Dutzend Meter über Leipzig, dennoch bei dem wenig ausgeprägten Hügelcharakter der Gegend einen weiten Blick, unter anderem auch über Leipzig selbst, gestattet, dazu der tonige und sandige Untergrund, all dies wäre für die Anlage einer großen Ansiedlung akademischen Charakters aufs trefflichste geeignet gewesen. Allein man weiß längst, daß bei dem erbärmlichen Bebauungsplane Leipzigs aus früherer Zeit, wie er kaum in einer anderen großen Stadt Deutschlands in gleicher Unvollkommenheit anzutreffen sein mag, alle besseren Teile der Umgegend für Friedhöfe und Kasernen reserviert worden sind, so daß es der lebenden und der zivilen Bevölkerung Leipzigs schlechterdings unmöglich ist, sich an einem besseren Punkte ihres irdischen Aufenthaltsortes niederlassen zu können.

Übersah man nun um 1910 die Stellen größeren Areals, die um Leipzig herum noch frei waren, so stellte sich doch heraus, daß die zwischen Probstheida und einigen anderen südlicher liegenden Dörfern vorhandene Landmasse, wie sie links von der von Leipzig nach Grimma führenden Chaussee liegt, bei weitem das beste Areal war, das überhaupt noch für eine neue Leipziger Universität zur Verfügung stand. Zwar ist es jetzt noch eine kahle Fläche, aber von gutem Grund und Boden, hygienisch tadellos, mit einer leichten Neigung nach Osten, die einen Teil des Geländes vor den relativ stärkeren westlichen Winden schützt, durch diese Winde aber andererseits günstig ventiliert und, wenn es rechtzeitiger Aufforstung unterzogen wird, in der Tat geeignet, einen vollkommen lärmfreien und wohlgelegenen Platz für eine große akademische Bevölkerung und deren Forschungs- und Lerntätigkeit abzugeben. Dabei liegt das Areal nicht so weit von Leipzig entfernt, als daß dessen Zentrum nicht mit einer raschfahrenden Straßenbahn in höchstens einer Viertelstunde zu erreichen sein würde, und diese Straßenbahn würde, aus dem Dorfe Probstheida heraustretend, an dem Völkerschlachtdenkmal vorüber und herunter sich zur Stadt wendend jenen schönsten aller Stadtteile des neuen Leipzigs durchschneiden, der durch die Ver-

längerung der Oktoberstraße von Leipzig her hinauf zum Völkerschlachtdenkmal erschlossen werden wird. Da nun das Areal außerdem noch den Vorteil hat, auf weite Strecken hin durch keinerlei öffentliche Straßen durchschnitten zu sein und zudem auch noch in einer Tiefe, welche die Sachverständigen auf 50—60 m annehmen, Kohlen birgt, und da es weiterhin an seiner Ostseite von einer Lokalbahn bestrichen wird, die die Anfuhr von Kohlen, auch wenn man die eigenen nicht brauchen würde, gerade an der richtigen, an der Ostseite, zur Vermeidung von Rauchschwaden, sicherstellt, so daß von dieser Stelle her durch Erbauung eines einzigen großen Krafthauses das ganze Areal mit Kraft versehen, geheizt und beleuchtet werden könnte: so griff ich rasch zu und ließ durch den Rentmeister Verhandlungen mit den relativ wenigen Interessenten aller derjenigen Arealstücke, deren wir habhaft werden konnten, eröffnen. Das Ergebnis war günstig. Nach Weihnachten war die Aussicht auf die Möglichkeit des Erwerbs von einigen 49 ha[1]) eröffnet; vom Kultusministerium wurde, einstweilen in mündlicher Verhandlung, Zustimmung erteilt und dabei die Größe des anzukaufenden Areals einschließlich des früheren Besitzes auf ungefähr 63 ha festgesetzt[2]): und dann kam die Sache zur Beschlußfassung vor den Senat. Der Vorgang im Senat war denkwürdig. Ich legte die Pläne vor und erwartete eine große Debatte. Bei der Abstimmung, die sich glatt, ohne irgendeine Regung von Widerspruch, Bedenken, Freude oder sonst irgendeinem Affekt vollzog, ging diese für die Universität so wichtige Angelegenheit durch, in der der Ankauf eines Areals im Werte von einer Million einhundertsechzigtausend Mark beschlossen wurde. Das Ministerium hat dann zugestimmt, und nicht minder ist später die Zustimmung der Stände erreicht worden.

Was damit der Universität zur Verfügung gestellt war, ist freilich wie ich glaube, von den Zeitgenossen des Ankaufs nicht in vollem Maße gewürdigt worden. Das angekaufte Areal beträgt etwa das Zwanzigfache des heute von der Zentraluniversität innegehabten Areals[3]) in der Altstadt, es ist also selbstverständlich, daß bei einem Ausbau eine Breite der Anlage erreicht werden könnte, die Luft und Licht und freien Park und Spielplatz und breite Flächen für Wassersport und Sonnenbad, die weiterhin Theater und Musiksaal und die vor allen Dingen zur Wohnung für die Studenten die An-

[1]) Es wurden tatsächlich 49 ha 10,6 a angekauft. D. H.
[2]) Das Gesamtgebiet umfaßt 63 ha 37,5 a. D. H.
[3]) Dieses ist 3 ha 0,12 a groß. D. H.

fänge einer Gartenstadt mit Leichtigkeit zur Verfügung stellen würde, die sich dann weiter als private Unternehmung jenseits des Universitätsareals fortsetzen könnte. Es würde also eine Universität entstehen, die bei ihrer Ausdehnung über mindestens 70 ha für Europa etwas ganz Außerordentliches und selbst im Vergleich zu den außerordentlich weiträumig angelegten amerikanischen Universitäten etwas Großgeartetes zu bedeuten hätte. Das studentische Leben hier in frischer Landluft, ja in Bauernluft und der gesunden Atmosphäre sittlicher wie hygienischer Art würde selbstverständlich ein ganz anderes wie in der Altstadt sein.

Ich habe in den Zeiten, in denen diese Dinge zuerst besprochen wurden, dies Thema, ich weiß nicht wie oft, ausgeführt und namentlich auch zu zeigen versucht, wie die ganzen sittlichen Beziehungen, und das innere Verhältnis der Studenten zu den Professoren durch die gesunde gegenseitige Anziehungskraft, wie weiter die vollständige sittliche Haltung der Studenten durch die Möglichkeit der Kontrolle der Anmieter der Universitätsvillen und damit einer gewissen sittlichen Kontrolle der Studenten überhaupt eine ganz andere werden würde, als bisher. Man hat mir das immer zugegeben, aber die Durchführung des Planes in nächster Zeit schon deshalb für „absurd" erklärt, weil das Ganze finanziell nicht ausführbar sei. Dagegen habe ich immer wieder darauf hinweisen können, daß finanziell, wenn man sich nur einmal den Plan klar macht, nicht die geringste Schwierigkeit besteht. Schon der kapitalisierte Mietsbetrag für die Räume, welche heute die Universität in der Altstadt inne hat, würde genügen, um die neue Universität zu erbauen und auszugestalten. Noch mehr und in weit glänzenderer Weise würde dies der Fall sein, wenn man den alten Universitätsbesitz in der Stadt verkaufte. In jedem Falle aber besteht ein finanzielles Risiko irgendwie größerer Art nicht, und alle dahin schlagenden Bedenken ergeben sich bei näherer Betrachtung kaum als etwas anderes, denn als Vorwände. Gleichwohl bin ich mir bewußt gewesen, daß in diesem Punkte, an dem sich Tausende von privaten Interessen, namentlich auch der Frauen, begegnen, von einer raschen Fortentwicklung nicht die Rede sein kann; und so war es meine Sorge, die Dinge nur so weit vorwärts zu treiben, daß das gesamte Areal aufgeforstet und durch Straßenbau zweckmäßig gestaltet werde, und daß seine einzelnen Teile nicht etwa in leichtsinniger Weise diesem oder jenem kleinen Bedürfnisse der Universität in regelloser Dahingabe geopfert würden. Aber auch dies durchzusetzen, ist mir nicht gelungen, da die entsprechenden Verhandlungen schon in eine

Zeit diesseits meines Rektorats fielen. Umsomehr habe ich in dem Augenblick, als ich noch einmal zum versammelten Kriegsvolk reden durfte, gelegentlich meiner Königs-Geburtstagsrede 1912 Anlaß genommen, auf die Ausbaufrage zurückzukommen. Was ich damals gesagt habe, ist mit dem Druck dieser Rede der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden, und so will ich mich hier nicht wiederholen.[1]) Charakteristisch blieb die Aufnahme dieser Rede; sie wurde allgemein als törichte Leistung empfunden, und ich sah, wenn über die Sache gesprochen wurde, auf den Gesichtszügen der Kollegen ein Lächeln besonderer Art, das mich zum Besinnen veranlaßte, wo ich es doch schon einmal gesehen haben möchte, bis mir aufging, daß es dasselbe Lächeln war, welches das Gesicht Windscheids gelegentlich der Diskussion in der Gesellschaft von Noorden gekennzeichnet hatte.

Die wichtigste Angelegenheit aber, welche ich während meines Rektorats betrieb, galt doch nicht der Fortbildung der Außenseite der Universität und auch nicht studentischen Angelegenheiten, sondern vielmehr der Sache der Dozenten. Es ist ein Kapitel, in dem zunächst ein klein wenig auf die Gesamtlage der Dozentenschaft in den Jahren 1909, 10 und 11 eingegangen werden muß.

Für eine ruhige Überlegung außerhalb des Kreises der Interessenten ist es klar, daß, wie jedes Gelehrtenschicksal, so erst recht die Lage einer großen Dozentenschaft, wie sie an den verschiedenen deutschen Universitäten besteht, an die Entwicklung der Wissenschaften geknüpft ist. Weit weniger wird dies, da man vor Bäumen den Wald nicht sieht, von der Dozentenschaft selbst begriffen. Die Zahl der Männer namentlich in jugendlichen Jahren, die so weit sehen, um heute etwa zu sichtende Ziele der Wissenschaft mit ihrer gegenwärtigen Tätigkeit, geschweige denn mit der richtigen Führung ihres äußeren Lebenslaufes zu verknüpfen, ist außerordentlich klein. Außerdem darf man auch hier das Wort anwenden: quem deus perdere vult dementat: in Zeiten der Umbildung pflegen sich Eigenschaften, wie die genannten, ganz besonders wenig einzufinden.

Wenn hier das Wort Umbildung für die Lage der Wissenschaften in Deutschland um das erste Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts gebraucht wird, so versteht es sich, daß es dazu einer Erklärung bedarf[2]). Am deutlichsten und zugleich hoffnungsreich war um diese

[1]) Vgl. des Verfassers Reden und Ansprachen zur Hochschulreform, die demnächst in neuer Auflage ergänzt und erweitert erscheinen werden. D. H.

[2]) Die folgenden (S. 55—61) Ausführungen enthalten in einem kurzen Abriß aus der Geschichte der Natur- und Geisteswissenschaften Lamprechtsche Grund-

Zeit die Lage wohl in den Naturwissenschaften. Die Naturwissenschaften haben bekanntlich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts einen stetig fortgesetzten Aufschwung genommen, der in einer einzigen geraden Linie bis etwa in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts führte, also immerhin sechs bis sieben Generationen von Forschern umfaßte. Es entsprach der Kulturstufe des 17. Jahrhunderts, wenn man auch in die Welt der Natur individuell eindrang, d. h. unter allmählicher Abstreifung aller Deduktionen durch den Induktionsschluß und in Anwendung dieses Induktionsschlusses in der Richtung auf die Erkenntnis der elementaren Einzelheit. Nichts war charakteristischer in dieser Hinsicht, als daß die neue Entwicklung so recht mit der Aufstellung der Fallgesetze durch Galilei begann; nur elementare Vorgänge wurden dabei untersucht. Die Zahl der Einzelfälle, die immer wieder untersucht werden konnten, konnte dabei ruhig gleich unendlich gesetzt werden, so daß die Induktion eine möglichst vollkommene war; und auch die Isolierung, die Herausnahme aus der ungeheuren Verwicklung des naturgeschichtlichen Geschehens war einfach und in ihrer Weise vollkommen. Indem nun von diesen Gesichtspunkten ausgegangen wurde, erhob sich allmählich das ungeheure Gebäude einer von mechanischer Anschauung getragenen Naturwissenschaft, denn bei der Isolierung des Einzelversuchs wurden die organischen Zusammenhänge, hinter denen sich vielleicht allgemeine Kräfte im Sinne der Theorien eines künftigen Vitalismus oder gar eine allgemeine Kraft bergen konnten, mindestens einstweilen ausgeschieden und gänzlich vernachlässigt. Es lag in der Natur der Dinge, daß die Denkart der mechanischen Naturanschauung sich zunächst auf die anorganischen Naturwissenschaften, zunächst Physik, in späteren Zeiten auch Chemie, stützte. Alles dies war im 17. und 18. Jahrhundert schon völlig evident; und indem die Chemie eben am Schluß dieses Zeitalters, nach den Forschungen von Lavoisier von der qualitativen Anschauung der Dinge ganz zur quantitativen überging, vollzog sie eben noch im letzten Augenblick ihre völlige Einordnung in die für die Physik lebendig gewordenen Begriffe. Kein Wunder, wenn sie daher auch das Atom, den für sie bei jeder mechanischen Auffassung unbedingt notwendigen Elementar-

---

anschauungen, zu denen ich als Herausgeber aus begreiflichen Gründen in keiner Weise Stellung genommen habe. Sie sind gänzlich unverändert hier aufgenommen, obgleich sie mir zu dem Charakter von „Erinnerungen" nicht ganz zu passen scheinen. Die Gründe für meine Stellungnahme habe ich in dem Vorwort ausgesprochen. O. H.

begriff, nach Art der damaligen Vorstellung der Kulturwelt von der Einzelpersönlichkeit bildete: wie denn die Vorstellungen vom Atom stets die Spiegelbilder der jeweiligen Auffassung der menschlichen Persönlichkeit gewesen sind. Indem aber dies geschah, wurde in den Naturwissenschaften eine große Einheit der Anschauung wenigstens für die gesamten anorganischen Disziplinen gebildet, und kam dann in der Vollendung der klassisch-individualistischen Mechanik durch Laplace und Lagrange sowie, wenn man will, auch in der Kant-Laplaceschen Theorie von der Entstehung der Weltkörper zum Ausdruck. Diese Gesamtentwicklung der anorganischen Naturwissenschaften wurde dann allerdings im Beginn des 19. Jahrhunderts, anderwärts weniger, besonders stark in Deutschland durch die Naturphilosophie des Klassizismus und der Romantik einigermaßen gedeckt und unterbrochen. Aber in den zwanziger Jahren nahm man die bis dahin weniger geförderte Gesamtbewegung wieder lebendig auf, und es gelang in den vierziger Jahren, in dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft und von da ab bis zu den achtziger Jahren in der Einordnung selbst so schwieriger Krafterscheinungen wie der Elektrizität in seiner Anschauungsweise bis zu einem gewissen Abschluß zu kommen. Mittlerweile aber hatte sich dieser Gesamtbewegung auch das große Gebiet der organischen Naturwissenschaften gefügt. Später in Angriff genommen, um die Mitte des 18. Jahrhunderts kaum schon über fast noch willkürliche systematische Behandlung der vorliegenden Erscheinungen von Flora und Fauna hinaus gefördert, begannen sie um die Wende zum 19. Jahrhundert, nach dem Schwinden der Theorien Hallers und des leicht an sie anzuknüpfenden Vitalismus in die Denkweise der anorganischen Naturwissenschaften einzutreten. Chemische Experimente zunächst, die den Unterschied zwischen organischen und anorganischen chemischen Erscheinungen aufzuheben oder wenigstens stark zu verwischen schienen, machten hier in den zwanziger Jahren den Anfang. Den Abschluß bildete das große Darwinsche System von der Entstehung der Arten, das, in den meisten der beschriebenen Erscheinungen unwiderleglich, die Erklärung der Entwicklungszusammenhänge durchaus auf mechanistischem Wege versuchte, wenn auch diese Wege alsbald, zunächst von der Theologie und einigen anderen unabhängigen Geisteswissenschaften bestritten wurden.

In der Zeit, da dies geschah, in den sechziger und siebziger Jahren, als sich als Folgeerscheinung der mechanischen Naturwissenschaften überall auch die Errungenschaften der modernen Technik einzufinden

begannen, schien der Sieg dieser Auffassung lückenlos und unwiderleglich, und nur noch ein breites Arbeitsfeld der Durchbildung im einzelnen ergab sich anscheinend als übriggeblieben.

Dies war nun für die jungen Vertreter der Naturwissenschaft, die in den Jahrzehnten um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert emporkamen, nicht eben sehr erfreulich. Die großen Entdeckungen waren gemacht, nur im kleinen schien man arbeiten zu können. Die technischen Errungenschaften schoben sich immer mehr in den Vordergrund. Wer von ihnen absehend in einem Einzelgebiet in die Tiefe arbeitete, mochte sich wohl vorkommen wie ein Ameisenbär, der inmitten seines Trichters auf zufällige Beute angewiesen ist: spekulative Köpfe wurden mißachtet und schieden aus den Universitäten aus, um in anderen Stellen einer freieren Arbeit den Nährboden zu finden, dessen sie bedurften. Daß dabei das Denken der Naturwissenschaften allmählich verdorren mußte, und daß es andererseits geraume Zeit dauern würde, ehe diese Abtrocknung zu bloßem Dornengestrüpp sich vollziehen würde, war klar, wenn nicht unerwartete Erscheinungen dazwischentraten.

Diese stellten sich nun allerdings am Anfang der neunziger Jahre ein. Die Zeitgenossen erinnern sich noch wohl, welches außerordentliche Aufsehen die Entwicklung der Röntgenstrahlen machte; dann kamen die Forschungen über die Radioaktivität und ähnliches. Ging man auf die Forschung und Spekulation der hervorragenden Physiker und namentlich Chemiker, soweit sich zwischen beiden ein Unterschied überhaupt noch machen ließ, tiefer ein, so sah man wohl, daß eine radikale Umbildung im Fortschreiten war. Äußerlich und mehr phantastisch machte sich das Unbehagen, das mit dem Verlassen tiefster bisheriger Grundlagen verbunden war, in den Kräuselungen eines Neo-Vitalismus geltend. In Wirklichkeit handelte es sich wohl vornehmlich um die Umbildung des Atombegriffs. Mag diese nun richtig sein oder nicht, für eine kulturgeschichtliche Betrachtung ist dies jedenfalls die entscheidende Stelle. Der Atombegriff des 16. bis 18. Jahrhunderts, der individuellen Kulturstufe der deutschen Entwicklung, hatte, eingebettet in die eisernen Verklammerungen des starken Lehrgebäudes der mechanischen Naturwissenschaften, das Überschreiten dieser Kulturstufe über ein Jahrhundert überdauert. Längst entsprach er in seiner inneren Konstruktion nicht mehr den tiefsten Anschauungsbedürfnissen jenes Zeitalters, das seit der Mitte des 18. Jahrhunderts langsam modernes Denken und Fühlen, moderne Reizaufnahme, modernen Instinkt und moderne Energie

erzeugt hatte. Ergab sich in den naturwissenschaftlichen Erfahrungen jetzt mehr als eine Stelle, in der die mechanistische Theorie zur Erklärung der Erscheinungen nicht mehr auszureichen schien, so konnte für eine tiefere Betrachtung die Korrektur zuerst in einer Umgestaltung der Atomistik versucht werden; und es war selbstverständlich, daß dies in der Konstruktion einer neuen Auffassung des atomistischen Grundbegriffes zum Ausdruck gelangte. So ist das Atom von heute nicht mehr das individualistische der Welt des 16. bis 18. Jahrhunderts, wie es etwa noch im Jahre 1890 fortlebte, sondern es wird nach Art der modernen Persönlichkeit vorgestellt nach außen wirksam, kraftbegabt, bewegungseifrig im ständigen Zuge von Aktionen und Reaktionen.

Indem nun diese Anschauung der abgeschlossenen, aber eben dadurch in innerer Zersetzung ihres Lebens befindlichen mechanischen Theorie entgegentrat, wurde das Bild für den einzeln arbeitenden Gelehrten, namentlich den in jungen Jahren, noch um vieles verwickelter und, soweit seine äußere Stellung an der Universität in Betracht kam, schwieriger, als wenn es sich nur um einen Vertrocknungsprozeß alter Theorien gehandelt hätte. Es war kein Zweifel, man lebte in einem Übergangszeitalter, und so wurden alle Bedürfnisse eines solchen wach. Das Hauptbedürfnis aber ist in solcher Zeit immer das nach einer Möglichkeit selbständigen Tuns und freier Arbeit, denn wie sollte sich nicht jeder stärkere Geist in dem Augenblick, da die Eisdecke des Alten birst und die Wasser des Neuen emporquellen, am liebsten auf sich selbst verlassen, um in persönlichster Arbeit neuen Boden einer geistigen Existenz zu gewinnen? Es versteht sich, daß von hier aus die jungen Gelehrten an den Universitäten vor allem auf Selbständigkeit ihrer Studien und damit auch auf Selbständigkeit ihrer Stellung als Lehrer gegenüber noch jüngeren Generationen drangen, als die waren, denen sie selbst angehörten.

Auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften war die Lage noch verwickelter, ja man darf sagen, fast verzweifelt. Wir müssen hier, um die Zusammenhänge zu verstehen, zwar nicht bis ins 17. Jahrhundert, aber doch bis an den Beginn des 19. Jahrhunderts zurückgehen. Die alten Geisteswissenschaften des individuellen Zeitalters, die in einer statischen Philologie und einer beschränkten Geschichtswissenschaft, daneben in einem regen praktischen Betriebe der Theologie und Jurisprudenz aufgegangen waren, hatten sich unter den neuen Anregungen seit 1750 schon in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aufs gewaltigste umgestaltet; glaubte man doch

schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Anfänge genetischer Auffassung zu erringen. In der Tat war eine erste primitive Vorstellung des Entwicklungsgedankens schon in diese Wissenschaften hineingefahren und hatte zunächst die Behandlung der Quellen, die man nunmehr aus dem Milieu zu erklären suchte, in einzelnen Fällen aber auch schon, wie z. B. in Winkelmanns Geschichte der Kunst des Altertums, die Gesamtauffassung umzugestalten begonnen. Unter diesen ersten Wehen des Entwicklungsgedankens war dann vor allem die unendliche Gegensätzlichkeit, zugleich aber auch die Ähnlichkeit der Kultur des klassischen Altertums mit der der Gegenwart erkannt worden; und insbesondere die großen griechischen Jahrhunderte von Alcibiades bis hinab zu Alexander traten in den Mittelpunkt des Interesses. Ja diese Bewegung, der zu gleicher Zeit nicht zum geringsten die innere Durchbildung und Harmonisierung der nationalen Entwicklung von Empfindsamkeit und Sturm und Drang zum Klassizismus verdankt wurde, schoß noch über die bloße Nachahmung und Verehrung hinaus. Es kamen die Zeiten, in denen das aufwuchs, was spätere Jahrzehnte mit Bitterkeit das Dogma vom klassischen Altertum genannt haben, in der die Kultur der Griechen als ein niemals wieder zu erreichendes Vorbild, als die Blüte der Menschheit bezeichnet wurde und damit in Parallele und infolgedessen wiederum in innige Verbindung mit den Idealen des Christentums trat. Humanistisches Christentum: so kann man wohl vom Standpunkte der Kulturgeschichte wie der Hochschulpädagogik aus das Ideal der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bezeichnen. Indem damit ein verhältnismäßig enger Bereich geisteswissenschaftlicher Studien abgegrenzt wurde, der so geschaffen war, daß er jedem Studierenden im Laufe einiger Jahre in ausreichender Weise mitgeteilt werden konnte, war damit zu gleicher Zeit eine große Einheit der Bildung der Nation geschaffen und somit eine Gesamterscheinung innerhalb unserer Kultur, deren glänzende Wirkungen innerhalb der Zeit ihrer Blüte nicht verkannt werden dürfen. Praktisch, für den Lehrbetrieb an den Universitäten, hatte diese Lage weiterhin den großen Vorteil, daß die beiden Ziele, welche den Universitäten bei dem Übergang in die neuen staatlichen Verhältnisse des 19. Jahrhunderts gestellt worden waren, nämlich staatslehranstaltliche, in der Erziehung der höchsten Beamten des Staates und der Kirche, und wissenschaftliche in der freien Bewältigung namentlich auch der geisteswissenschaftlichen Probleme, glatt und ohne Schwierigkeiten nebeneinander bewältigt werden konnten.

Was war aber nun inzwischen aus dieser Einheit geworden? Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte die gewaltigen Einheitsbewegungen der Nation gebracht, und für die neuen Generationen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verblaßten die Ideale Spartas und Athens, ja selbst Gestalten, wie diejenigen Karls des Großen oder Friedrich Barbarossas, wenn nicht gar die des Großen Kurfürsten und selbst des Großen Königs von Preußen, vor dem lichten Chor von Heldengestalten, die den alten Kaiser Wilhelm umgaben; und ein Geschlecht erwuchs, das stolz auf dem Fels selbst errungener Einigkeit hauste. Unter alle dem schon litt das Dogma vom klassischen Altertum. Darüber hinaus aber zog die neue Zeit herein mit ihrer unendlichen Eröffnung der Welt und mit ihrer unerhörten Steigerung der für geisteswissenschaftliche Anschauung frei werdenden Materialien. Die Räume erweiterten sich, die Völkerkunde wurde zu einer selbständigen Wissenschaft, die asiatische Kultur, bis dahin als Annex der Zustände der sogenannten Kulturvölker behandelt, stieg zu einer Parallelerscheinung der europäischen Entwicklungsniederschläge auf. Nicht minder erweiterten sich die Zeiten. Was half es, daß die klassische Philologie und Geschichtsforschung zunächst gegen den Spaten Schliemanns höhnte, dann Protest erhob. Troja begann zu reden, Mykene folgte. Die klassische Altertumskunde konnte nicht umhin, in Zypern und Kreta wie anderswo einzugreifen und neben dem überlieferten Wort das dem Boden entrissene Denkmal reden zu lassen. Das Dogma vom klassischen Altertum ließ sich gegenüber dem Realismus dieser neuen Forschungen, denen auch die Interpretation der Schriftsteller folgte, nicht mehr halten, und mit ihm fiel der alte Begriff der Humanität. Neue Horizonte eröffneten sich, aus dem praktischen Kosmopolitismus der Gegenwart dämmerten leise, wenn auch zunächst noch in den gebundenen Formen der pazifistischen Bewegung, die Umrisse eines neuen Humanitätsideals herauf. Die ersten Gerüste für die Bildung von Geisteswissenschaften, die die Welt wirklich und ganz umfaßten, wurden errichtet.

Konnten nun die Forderungen, die sich aus diesen ungeheuren Umwälzungen für den wissenschaftlichen Betrieb an den Universitäten ergaben, noch mit jenen anderen praktischen Ansprüchen vereint werden, die darauf hinausliefen, daß die Universität eine Staatslehranstalt für die höhere Beamtenschaft und deren Annexe in geistlichen und Medizinalangelegenheiten sein müsse? Es war bei dem bisherigen Betrieb der Universitätswissenschaft kaum denkbar, ja unmöglich. Die Zahl der Disziplinen stieg immer höher, die Jahre

des Studiums der unglückseligen Kandidaten wurden gehäuft, mühsam fanden sich die Prüfungsordnungen zwischen den Anforderungen des Lebens und der neuen Wissenschaften hindurch; Klagen und Unzufriedenheit überall, unvollkommene Leistungen, unverständige Kritik, das waren unvermeidliche Folgen.

Nun hätte man glauben können, daß der ganze Zustand, der ja offenbar einen Übergang bedeutete, durch den Konservatismus der deutschen Universitäten hätte gemildert werden können. Denn an diesen Universitäten und nicht zum mindesten eben an den größten, insbesondere in Berlin, war man weit davon entfernt, den neuen Anforderungen der Gegenwart willfährig zu folgen. Vielmehr stellte man sich dem in einer fast religiösen Wärme mit unverständigem Festhalten am Alten entgegen. Wie lange hat es doch gedauert, bis das Dogma vom klassischen Altertum fiel: und gibt es nicht Universitäten, an denen uralte philologische Kreise es heute noch pflegen, und ihren Schülern, soweit ihre Kraft dazu reicht, aufdrängen? Von einem unbedingten Eingehen auf die neuen Forderungen des Tages konnte jedenfalls wohl für nur ganz wenige Stellen, schärfer ausgedrückt, in Wirklichkeit wohl für keine Stelle gesprochen werden. Man setzte vielmehr unverdrossen den alten Betrieb fort, schob da und dort, wo dies nicht zu vermeiden war, namentlich aber auch wo Aufforderungen von außen her, von den vorgesetzten Behörden oder aus parlamentarischer Erwägung, befürchtet wurden oder eintraten, für diese oder jene neue Disziplin einen neuen Professor ein, und ließ es im übrigen beim Herkömmlichen bewenden. Der Fluß der Arbeit wurde dadurch nicht gestört, nur sah er sich durch die gegenüber dem neuen Material und der neuen geistigen Weltlage vollkommen versagende Organisation in immer kleinere Tätigkeitskreise gedrängt. In der Geschichtswissenschaft zum Beispiel, die heran zu ziehen mir am nächsten liegt, hörten die großen alten Darstellungen der politischen Geschichte auf. Sybel war der letzte gewesen, der mit seiner Erzählung fertig wurde, Treitschkes Werk über die deutsche Geschichte ist schon ein Torso geblieben. Nach ihm kam die Zeit, wo mit Ausnahme ganz weniger Nachzügler, wie zum Beispiel Kosers, fertige Werke überhaupt nicht mehr zustande gebracht wurden und sogar stofflich eng begrenzte Biographien von Helden früherer Zeiten aus dem 16. Jahrhundert, zum Beispiel diejenigen Moritzens von Sachsen und Colignys, fragmentarisch im Sande stecken blieben. Denn dies alles waren jetzt bei der Fülle der Quellen und deren Interpretation schon zu große Aufgaben. Die rein poli-

tische Geschichtschreibung versenkte sich von der Erforschung der Tätigkeit großer Staatsmänner in die der Botschafter und Untergeneräle, um in der Einzelbeschreibung der Taten von deren Unterpersonal zu enden. Schließlich verdorrte sie so gut wie ganz und hinterließ nur in der dürren Behauptung, daß nicht Massen, sondern Helden Geschichte machten, eine halbverkohlte Flaggenstange ihrer ehemaligen Bedeutung. In der Geschichte der Zustände aber wurden die bis dahin schon stärker entwickelten Disziplinen der Verfassungsgeschichte und der Rechtsgeschichte, aber auch schon der Wirtschafts- und Sozialgeschichte nicht minder ins kleinste getrieben. Man kam in einen Zustand, in dem man dem unvollständigen Quellenmaterial mit Hypothesen zu Leibe ging, um ihm angeblich allgemeine Ergebnisse abzuringen, ohne daß man sah, daß sich in solchen Fällen regelmäßig die Hypothesenbildung unter dem latenten Einflusse von Vorstellungen vollzog, deren Richtigkeit man beweisen wollte. In den neuen, sogenannten kulturgeschichtlichen Disziplinen, in die sich die immer stärker werdende Flut der Einzelstudien ergoß, wich man großen Problemen aus, entwickelte infolgedessen deren wichtigste, wie z. B. die Sittengeschichte, gar nicht und verlor sich in Einzelstudien ohne tieferen Sinn und Zusammenhang. Es war wie der Ausgang einer jener nach den italienischen Gestaden zu herabrinnenden Flüsse der Alpen, die, im engen Tal zusammengehalten, majestätisch und brausend dahin stürzen, um dann in den weiten Flächen der lombardischen Ebene sich auf Stundenbreite zu erweitern und elend in einzelnen Rinnsalen zwischen steinigten Halden dahinzuschleichen. In anderen Disziplinen war das Bild nicht eben um vieles besser, wenn auch die Geschichte nach der stolzen Erhebung ihrer politischen Betätigungsform in den Zeiten der Einheitsbewegung von der kontrastvollen Fortentwicklung besonders stark getroffen sein mochte.

So war denn in der Gesamtentwicklung der Geisteswissenschaften ein Übergangsstadium notwendigerweise nicht minder wie bei den Naturwissenschaften, nur im einzelnen noch viel stärker ausgeprägt. Ein Zustand der Vertrocknung und der Verzettelung der Forschungsarbeit in wissenschaftlich vielfach ganz gleichgültige Einzelheiten war eingetreten.

Richten wir aber den Blick aus der reinen Geschichte der Wissenschaften nun wiederum auf die praktischen Anforderungen, welche Staat und Gesellschaft an die Universitäten stellten, so braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß sich die Distanz zwischen dem Ideal der Universität als Staatslehranstalt und der Universität als Ideal

freier Forschung bis zu einer Spannung entwickelt hatte, die anfing, unerträglich zu werden.

In den geschilderten Zuständen lagen nun zwei unbedingte Aufforderungen zur Reform der Stellung der Dozentenschaft. Die eine war darin gegeben, daß allen Vertretern der Wissenschaft an den Universitäten, namentlich auch den jüngeren, volle Freiheit ihres Schaffens gewährleistet werden mußte, um sich uneingezwängt durch irgendwelche Vorschriften oder wissenschaftliche Lebensgewohnheiten der absterbenden Generation den großen Aufgaben der Gegenwart zu widmen. Und die andere war darin gegeben, daß Mittel gefunden werden mußten, um die Kluft zwischen dem praktischen und dem theoretischen Ideale der Universität auszufüllen und vor allem ein lebensvolles Ganzes zu schaffen, in dem weder die Anforderungen der Nation nach ihren wissenschaftlichen, staatlichen und religiösen Entwicklungsseiten, noch auch die Postulate der Wissenschaften, mochten sie so außerordentlich sein wie sie wollten, zu kurz kommen durften.

Die Lösung der damit gegebenen Probleme wurde durch ein Moment erweitert, von dem schon gesprochen worden ist[1]), nämlich durch die Zunahme der Frequenz der Studenten. Es handelte sich hier um eine ganz allgemein bekannte Erscheinung. In der Generation nach der Gründung des Reichs hatte sich die Zahl der Studenten an den Universitäten beinahe so gut wie verdoppelt. Dabei war diese merkwürdige Entfaltung zugleich mit einer starken Verschiebung der sozialen Herkunft der Studenten verknüpft, indem Söhne niederer Klassen bei weitem mehr in das akademische Leben eintraten. In den Universitäten hat man diese Frequenzen anschwellen sehen, ohne auch nur das geringste organisatorisch dagegen zu tun. Man hat wohl, wo nötig, neue Gebäude aufgeführt, man hat die Räume einzelner Institute erweitert, man hat auch da und dort für besonders belastete Disziplinen, die zu gleicher Zeit eine reiche innere Entwicklung erfahren hatten, Parallelprofessuren begründet — aber das war alles. Daran, daß starke Massenerscheinungen in der Geschichte bei ihrem psychischen Charakter notwendig auch immer zu qualitativen Änderungen führen, und daß man ihnen mithin durch qualitative Veränderungen der Organisation entgegenkommen oder mindestens begegnen müsse, dachte in diesem Falle niemand. Es war ein Zustand, der höchstens dadurch entschuldigt werden kann,

[1]) Vgl. S. 36.

daß auch in anderen verwandten Fällen dieser Art der Regel nach niemand von dem vorgetragenen Zusammenhang ausgeht. Die Tatsache aber, daß dieser nicht allgemeiner bekannt ist, wirft ein grelles Licht auf den eigensinnig konservativen Betrieb an unseren Hochschulen.

Unter den gegebenen Verhältnissen war bei deren voller Kenntnis die Abhilfe und zugleich Fortbildung einfach. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war man schon längst in den Zeiten, in denen man das Unvorteilhafte, ja teilweis Nachteilige, das dem damaligen Vorlesungsbetrieb anhaftete, einsah. In Zeiten gering entwickelter Kultur des Schrift- und Druckwesens, in denen mechanische Reproduktion von Lehrbüchern und anderweitigen Lehrmitteln, Abbildungen und dergleichen noch unmöglich oder wenigstens sehr erschwert ist, haben natürlich Vorlesungen, welche den Stoff mitteilen, ihre volle Berechtigung. Unter diesen Umständen ist im Mittelalter die Vorlesung entstanden, genau so wie in diesen Zeiten die wissenschaftliche Unterhaltung und ihr folgend die literarische Form des Dialogs und der Erörterung ihr volles Recht hatten. Es sind die Zeiten der platonischen Akademien in Italien und der theologischen Disputation in Deutschland. Auch im 17. und 18. Jahrhundert, ja sogar bis in die Zeiten der vollen Entwicklung der heutigen auf der Photographie aufgebauten mechanischen Reproduktionszweige des Buchgewerbes mochte die Vorlesung, wenngleich in etwas abgeändertem Sinne, noch ihre Bedeutung haben; sie verband sich vor allem noch vielfach mit der Demonstration von Dingen, deren Abbildung man nicht jedermann in die Hand geben konnte. Neuerdings ist nun auch dieses Motiv des Vorlesungswesens hinweggefallen. Man hat zwar der demonstrierenden Vorlesung durch Einführung des Skioptikons zu Hilfe kommen wollen; allein man weiß, welche Übelstände mit den heutigen Demonstrationen durch das Skioptikon verbunden sind; und schon meldet sich eine neue Phase der Entwicklung des Vorlesungswesens an, in der jedem Zuhörer das Demonstrationsmaterial in je einem Exemplar zugänglich gemacht wird. Es ist möglich, daß auf diese Weise den alten Vorlesungen, die wesentlich in Stoffmitteilung bestanden, auf gewissen Gebieten von neuem das Leben gefristet wird. Im ganzen aber ist diese Art der Vorlesung veraltet. Jedermann weiß, daß er das so Vorgetragene seinem Inhalte nach in Büchern finden kann; und auf den Überguß spitziger oder bärbeißiger Kritiken, der noch immer an einzelnen Universitäten als Zugabe zur sachlichen Behandlung geliefert werden soll, verzichtet

der heutige Student gern, denn er ist anders geworden, als er vor 40 Jahren war. Gewiß können heute Vorlesungen von größerer Bedeutung sein, aber nur als Mitteilungen an Unterrichtete, in einer Form also, die sehr hoch gegriffen ist, und Studierende ältester Semester voraussetzt, oder in Form von Einführungen für jüngste Semester, die aber auch schon besser den Seminarien und ihren Übungen überlassen bleiben.

Den Seminarübungen, Kursen und Praktika! Da haben wir denn das für die Vorlesungen immer mehr eintretende Ersatzmittel und die heute eigentlich klassische Form des Universitätsunterrichts. In Seminarien sollen Übungen abgehalten werden, die einmal wöchentlich etwa $1\frac{1}{2}$—2 Stunden dauern. Während dieser Zeit soll der Dozent vor einem verhältnismäßig kleinen Kreise von Teilnehmern, etwa einem Dutzend oder eineinhalb Dutzend Studenten, eine Materie seines Faches eingehend behandeln, so daß die Methode dieses Faches den Mitgliedern an praktischen Beispielen allmählich beigebracht wird; und er soll außerdem mit den einzelnen Mitgliedern so weit persönlich Fühlung nehmen, daß er in der Lage ist, sie in ihren im übrigen selbständig betriebenen Studien auf Befragen zu leiten und zu unterstützen. Dabei enthalten besser ausgestattete Seminarien zugleich die Lehr- und Forschungsmittel, deren der Student im allgemeinen für seine Studien bedarf, und bieten ihm einen ruhigen Aufenthalt, um diese Studien alsbald an Ort und Stelle unter Benutzung einer größeren allen zur Verfügung stehenden Bibliothek zu fördern.

Dies die einfache Einrichtung der Seminarien, so wie sie sich in einem langsamen Entwicklungsgange aus Übungen herausgebildet haben, deren früheste bis in die Arbeitsstuben von Ranke oder später Waitz zurückführen. Eine öffentliche Einrichtung in dem oben geschilderten Sinne aber ist das Seminar zuerst in Leipzig unter Noorden geworden; ich habe davon an anderer Stelle schon geredet[1]).

Nun waren die Seminarien bis gegen Schluß des vorigen Jahrhunderts der Regel nach nur mit einer oder einigen Übungen versehen. Es war eine Ausstattung, die für gewisse Wissenschaften, wie z. B. Sanskrit oder semitische Sprachen oder dergleichen, auch vollkommen ausreichte. Wie aber stand es damals schon in denjenigen Disziplinen, die der praktischen Lebensführung des deutschen Ge-

[1]) Vgl. S. 48.

bildeten näherſtehen, die auch einen Gegenſtand der Staatsprüfung bildeten, in der klaſſiſchen Philologie zum Beiſpiel oder in der deutſchen, romaniſchen oder engliſchen, oder auf dem Gebiete der Geſchichte? Man verſteht unter Erinnerung an die ſteigende Frequenz der deutſchen Hochſchulen ohne weiteres, was geſchah. Die Übung, bis dahin als Lehrform intimſter Art aufgefaßt, wurde von einer Maſſe von Menſchen überſchwemmt, von denen viele nur Staatsexamensintereſſen verfolgten. Aber wenn man nun dieſe abzog, ſo blieben immer noch Mengen von Studenten übrig, die wahrhaft hungrig waren nach wiſſenſchaftlicher Betätigung und doch nur dann zu ihr gelangen konnten, wenn man die bisherige Praxis eines verhältnismäßig geringen Mitgliederkreiſes aufgab. Nun haben einzelne Univerſitäten oder wenigſtens einzelne Diſziplinen einzelner Univerſitäten die alte Praxis trotz alledem mehr oder minder beibehalten. Die Folge davon war, daß die Mehrzahl der Studierenden ſozuſagen wild aufwuchs ohne einen Unterricht in der zeitgemäßen Höhe, den ihnen die Univerſität eingeſtandenermaßen zukommen laſſen konnte. Es war dies natürlich ein grober Mißbrauch, der mehr als alles andere auf die Notwendigkeit der Umbildung der Univerſität hinwies. Wo aber die Maſſe der Studenten zugelaſſen wurde, da ſchwollen natürlich die Übungen derart an, daß der mit ihnen verbundene Zweck kaum noch oder überhaupt nicht mehr erreicht werden konnte. Es war alſo klar, und die einfache Ehrlichkeit der Fortentwicklung gebot es: hier mußte die Zahl der Übungen vergrößert werden. Wenn man aber vergrößerte, konnte man da nicht zugleich ſtaffeln? Und ſchloß dann dieſe Staffelung nicht erſt die Organiſation in ſich ein, die nötig war, um den Studenten „ſyſtematiſch“ und nicht, wie bisher dem Zufall bei der Wahl preisgegeben, in richtiger Stufenfolge in die einzelnen Teile des ungeheuer angewachſenen Wiſſenſchaftsſtoffes einzuführen? So entwickelte ſich zunächſt aus dem treibenden Motiv der Frequenz heraus der Gedanke, aus dem einfachen Seminar ein Inſtitut mit einer ganzen Anzahl von Übungen, von einem Dutzend oder vielleicht noch mehr bis zu zwei Dutzend herzuſtellen und dieſe Übungen ſo gegeneinander zu ſtaffeln, daß ein gleichmäßiger Fortſchritt der hiſtoriſchen Übungen erreicht werden konnte. Natürlich trat damit das Inſtitut noch ganz anders wie bisher an die Stelle der Vorleſung, entwickelte aber auch zu gleicher Zeit einen Charakter, der eine um vieles vertiefte wiſſenſchaftliche Bildung gewährleiſtete.

Die in dieſen Zuſammenhängen liegenden praktiſchen Forderun-

gen sind nun, ich darf es wohl sagen, in dem Institut für Kultur- und Universalgeschichte in Leipzig am frühesten befriedigt worden. Es ist in dieser Beziehung das Mutterinstitut aller anderen in gleicher Weise organisierten Institute in Deutschland geworden. Hier aber, in dem hier vorliegenden Zusammenhange, interessiert uns ein anderes Moment. Indem die Übungen so gestaffelt wurden, war zu gleicher Zeit auch die Kluft zwischen der Universität als Staatsanstalt und der als Bildungsinstitut überbrückt. Sehr leicht war in einem derart organisierten Institut eine Einrichtung zu treffen, wonach der Kreis der ersten, mehr elementaren Übungen denjenigen Anforderungen entsprach, die man etwa für die Erreichung eines wissenschaftlichen Lehrerzeugnisses zweiter Stufe aufstellen muß; und nicht minder ließen sich die höheren Übungen so ausgestalten, daß ihr ganzer oder teilweiser Besuch die Erreichung der Ziele gewährleistete, welche in den Staatsprüfungsordnungen für ein Oberlehrerzeugnis (ein Zeugnis ersten Grades) aufgestellt sind.

Allein, waren damit höchste wissenschaftliche Anforderungen der neuen Einrichtung des wissenschaftlichen Instituts wirklich dauernd eingeimpft, so daß sie nicht mehr verloren zu gehen vermochten? Man konnte hier zweifeln. Nahm man den Blick von den ungeheueren neuen Anforderungen, welche heute das räumlich und zeitlich erweiterte Material an die Fortbildung der Geisteswissenschaften stellt, so war nicht zu verkennen, daß für dessen Bewältigung noch andere Anstalten getroffen werden mußten, als sie die Institutstätigkeit künftiger Staatsbeamter ergibt. Zugleich: versenkte man sich in die Tiefe der heute möglichen Erkenntnis in der Entwicklung des menschlichen Seelenlebens, so ergaben sich Probleme, die, indem sie weit hinweg über den heutigen Betrieb der philologisch-historischen Wissenschaften ferne Horizonte einer neuen geschichtlichen und geisteswissenschaftlichen Auffassung zeigten, doch zugleich nicht in dem kurzen Schmetterlingsstadium eines Studentenlebens bewältigt werden konnten. Von diesen beiden Seiten her drängte sich damit der Wunsch nach der Krönung des neuen Instituts durch eine reine Forschungsabteilung auf, die nur diesen höchsten Studien gewidmet sein sollte und deren Zusammenschluß mit dem Institute für dieses, abgesehen von den praktischen Erweiterungen der Lehr- und Forschungsmittel, die für beide Teile zum Teil die gleichen sind, vor allen Dingen eine anfeuernde, Beispiele gebende, in höhere Gebiete hineinreißende Wirkung haben sollte.

Dies ungefähr waren die Gedanken, die ich mir bei der Fortent-

wicklung meines kultur- und universalgeschichtlichen Institutes in den Jahren 1908/10 gemacht hatte, als mich in der Weise, die ich erzählt habe, sehr unerwartet der Ruf zum Rektorat traf und mir damit die Möglichkeit der Ausführung meiner Pläne gab.

Inzwischen waren freilich die Schäden, welche das Universitätsleben und auch der Lehrbetrieb immer stärker aufzuweisen begannen, nicht unbemerkt geblieben. Die Studenten beklagten sich über zu starke Frequenzen, über die Schwierigkeiten einer langsamen Verschiebung des Lehrinteresses bei den Dozenten von den Vorlesungen in die Übungen, die Dozenten seufzten wegen Überlastung. Dabei lag es in der Natur der Dinge, daß diese Überlastung, welche zunächst die Ordinarien traf, von diesen immer mehr auf die außergewöhnlichen Lehrkräfte der Universität, Privatdozenten und außerordentlichen Professoren abgewälzt wurde. Man weiß, daß der deutsche Privatdozent ein Mann ist, der seine Laufbahn grundsätzlich auf die idealistische Anschauung stellt, daß jede ehrliche wissenschaftliche Arbeit auch einmal, am einfachsten in der Form einer ordentlichen Professur, ihre, wenn auch spärliche materielle Belohnung in der Form der Zuweisung aller zum Leben unmittelbar notwendigen Mittel finden müsse. Er doziert im übrigen vollkommen frei innerhalb der jetzt sehr weit gezogenen Schranken des Lehrfaches, für welche er die Erlaubnis zu lesen erhalten hat, und genießt eine Stellung, so frei von unmittelbarer und direkter Verpflichtung und allerdings auch Berechtigung, wie sie sonst wohl nur wenigen Deutschen gegeben ist. Der außerordentliche Professor ist im allgemeinen kaum mehr als ein Privatdozent, dem man durch den Titel „Professor" für seine der Regel nach eine Reihe von Jahren hindurch betätigte Lehrpflicht auf Grund gleichzeitig bewiesener Fähigkeit zur Fortbildung seiner Wissenschaft ausgezeichnet hat. Ist er ein sogenannter etatmäßiger außerordentlicher Professor, so ist er von staatlicher Seite her mit einem Lehrauftrag für ein weniger im Mittelpunkte des Universitätslebens stehendes Wissenschaftsfach versehen. Im ganzen handelt es sich bei diesen Kräften, wie man sieht, um Männer, die sich in mehr oder minder freiwilliger Weise der Universität als wissenschaftliche Arbeiter und nebenher als Lehrer, und insofern als nächste aber keineswegs einzige Kandidaten für die Besetzung der Ordinariate zur Verfügung gestellt haben. Diese Kreise wurden nun langsam und unmerklich zur Bewältigung der immer mehr anschwellenden Frequenzen in den Lehrbetrieb hereingezogen; sie bekamen dadurch stärkere Verantwortlichkeiten, sie wurden älter in ihrer Stellung als

bisher, sie waren wohl in der Lage und wurden jedenfalls von Jahr zu Jahr mehr in sie hineinversetzt, sich als für den Lehrbetrieb der Universität unersetzlich anzusehen. In der Tat würde es schon im Jahre 1910 unmöglich gewesen sein, das Vorlesungs- und Übungsprogramm irgendeiner deutschen Universität ohne die Teilnahme von außerordentlichen Professoren und auch Privatdozenten ja Assistenten vollständig und gründlich durchzuführen.

Nun versteht es sich, wie diese Kreise, die man wohl auch als die der Dozenten gegenüber den eigentlichen Professoren bezeichnete, dieser Lage allmählich inne wurden, wie sie sahen, daß ihre Pflichten sich von Jahr zu Jahr mehrten, während doch dafür ein Äquivalent in größeren Rechten, in einer wirtschaftlichen Entlohnung und in einer höheren sozialen Stellung gar nicht oder nur in unzureichendem Maße gedacht wurde. Was Wunder also, daß sich in diesen Kreisen allmählich so etwas wie eine kleine soziale Frage erhob, daß man dementsprechend, wenn auch unter großen Schwierigkeiten bei diesen so ganz extrem individualistisch durchgebildeten Männern, zur Entwicklung von Interessenkampfvereinen fortschritt, und daß man leise begann, der Universitätsverwaltung, und das hieß zunächst den in Fakultät und Senat voll organisierten ordentlichen Professoren die Frage einer Standesverbesserung nach Recht und Entlohnung zu stellen. Diese Bewegung, die von Privatdozentenvereinen, Vereinen außerordentlicher Professoren, Assistentenvereinen und Verwandtem ausging, war in Leipzig seit dem Anfang des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts im Werden und eben bei Beginn meines Rektorats so weit gekräftigt, um mit ihren Forderungen an Rektor und Senat heranzutreten. Da war also, neben meinen allgemeinen Anschauungen, für mich ein sehr triftiger Grund gegeben, auch mich aus Anlaß ganz konkreter Beschwernisse und Bedürfnisse mit der Frage der Reform der Dozentenschaft zu beschäftigen. Nun hätte ich wohl an sich versuchen können, einen Weg zu gehen, der auf die strikte Durchsetzung der Forderungen der Privatdozenten und außerordentlichen Professoren hinausgelaufen wäre. Allein, daran war nach Lage der Dinge in Wirklichkeit nicht zu denken. Diese Kreise wünschten einmal eine stärkere und gesicherte Anteilnahme an dem Lehrrecht innerhalb der Institute und Seminarien und stellten hier in den Mittelpunkt die Teilnahme an der den Fakultäten vorbehaltenen und kaum stärkerem Einflusse der Regierung unterliegenden Promotion zum Doktor. Dies war gewiß eine sehr berechtigte Forderung, soweit die einzelnen Privatdozenten und außerordentlichen

Professoren Promotionsarbeiten von sich aus anregten und beaufsichtigten. Wer hätte es ihnen wehren mögen, vor der Fakultät und vor der Öffentlichkeit sich zur geistigen Vaterschaft an solchen Arbeiten zu bekennen? Daneben aber wünschten diese Kreise zu gleicher Zeit eine Vertretung ihrer Interessen an den Fakultäten in irgendeiner Weise, am besten vielleicht so, daß von ihnen gewählte Repräsentanten als vollbestimmende Mitglieder zu den Fakultätssitzungen zugelassen würden. Nun konnte man mit diesem Programm mehr oder minder einverstanden sein, wie ich es denn mit allen Punkten der Hauptsache nach war, und sich dennoch sagen, daß auf dem Wege der Durchsetzung dieser Wünsche allgemein und im ganzen nicht vorwärts zu kommen sei. Wurde das Programm vor allem von vornherein dem Senat zum Beschlusse vorgelegt, so war kein Zweifel, daß es an der widersprechenden Haltung einer Majorität von Fakultäten, insbesondere der vornehmen alten theologischen und juristischen Fakultät, scheitern werde. Hatten doch eben diese beiden zuletzt genannten Fakultäten bei der geringen Anzahl ihrer Privatdozenten und außerordentlichen Professoren an der ganzen Frage nur ein schwächeres praktisches Interesse, so daß sie sich deshalb ohne Schwierigkeit einer im allgemeinen zurückhaltenden und gesonderten Haltung hingeben konnten. Kamen aber die Forderungen an die einzelnen Fakultäten, so war vorauszusehen, daß sich hier die Verhandlungen sehr verschieden gestalten und überaus lange hinziehen würden; und jedenfalls war zu vermuten, daß das Ergebnis in den verschiedenen Fakultäten sehr verschieden sein würde. Was dann aber geschehen würde, wenn sich so verschiedene Resultate herausstellten, ob es dann noch zu einer Formulierung gemeinsamer Zugeständnisse aller Fakultäten kommen würde oder nicht, das lag vollkommen in den Knien der Götter.

Unter diesen Umständen entschloß ich mich, den von den Dozenten eingeschlagenen Weg zwar nicht zu versperren, sondern im Gegenteil durch Vorbringen der geäußerten Wünsche vor das Forum der Fakultäten zu fördern, im übrigen aber nebenher meinen eigenen Weg, der freilich viel tiefer eingriff, zu gehen. Ich gab also Veranlassung, daß der Senat und das Ministerium auf die Verweisung der Reformwünsche an die Fakultäten einging, und dort sind dann noch Jahre hindurch diese Wünsche hin und her erörtert worden, bis unter Ablehnung fast jeder Konzession in den oberen Fakultäten auch in der medizinischen Fakultät ein überaus dürftiges und in der philosophischen Fakultät ein nicht minder mageres Ergebnis herausprang. Und auch

diese Resultate wurden nur unter dem Drucke einer besonderen Konstellation, nämlich in den Zeiten der Agitation für die Einrichtung einer Dresdner Universität und unter den Befürchtungen, die diese Agitation in den Kreisen der Leipziger Ordinarien hervorrief, schließlich gezeitigt.

Ich selbst ging als Rektor schon in den ersten Wochen meiner Tätigkeit in einer Richtung vor, die mich an der Universität zahlreichen Anfeindungen aussetzte, weil man sie, auch in Freundeskreisen, nicht verstand. Ich sagte mir, wie nach den oben gegebenen allgemeinen Ausführungen leicht begreiflich ist, daß es vor allen Dingen auf die wirkliche und sichere Überbrückung der zwei auseinanderliegenden Pole des Universitätslebens, der Tätigkeit im Sinne eines Lehrinstitutes und der Tätigkeit im Sinne wissenschaftlicher Forschung, ankomme. Ich glaubte, daß diese Überbrückung durch Fortbildung der Institute, insbesondere durch starke Staffelung ihrer Übungen möglich sei; und ich meinte, daß diese Staffelung dadurch ohne äußeren Zwang allen Instituten auferlegt werden könne, daß man sie mit einer besonders reichen finanziellen Ausstattung für die Entwicklung des wissenschaftlichen Pols versah. So kam es also darauf an, die finanziellen Mittel zu gewinnen, um zunächst einmal auf geisteswissenschaftlichem Gebiete jedem einzelnen Institute nach reichlicher Entwicklung der für den heutigen regelmäßigen Betrieb notwendigen Mittel noch eine Summe zufließen zu lassen, welche speziell wissenschaftlicher Tätigkeit gewidmet sein sollte, gleichgültig in welchen Formen sich diese wissenschaftliche Tätigkeit bewegen würde. In dieser letzteren Hinsicht sollte jedem Direktor eines Institutes die vollste Freiheit zur verschiedenartigen Bewältigung der Aufgabe, und damit der Gesamtuniversität die Möglichkeit sehr verschiedenartiger Experimente gewahrt sein. War dies meine allgemeine Auffassung, so verband sich damit noch eine weitere Anschauung, die mehr die partikulare Anschauung des von mir vertretenen Gebietes war, immerhin aber auch auf große Gegensätze innerhalb der Geisteswissenschaften zurückführte. Wir wissen schon aus Früherbemerktem, daß die Geisteswissenschaften seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter der Führung der klassischen Philologie, später der philologischen Studien überhaupt, standen. Es war damit gegeben, daß eine bestimmte Art von geistiger Tätigkeit und eine bestimmte Art von Material, da diese geistige Tätigkeit besonders die Literatur und Sprache betraf, ganz in den Vordergrund der Studien trat. Nun ist gewiß das dadurch erschlossene Gebiet

des geistigen Lebens ungeheuer breit, aber doch keineswegs so geartet, daß es jeden Ausdruck größeren menschlichen Seelenlebens umfaßt. Es war mithin von vornherein eine gewisse Einseitigkeit des wissenschaftlichen Betriebes vorhanden, die durch allerlei Exzesse in der Errichtung separatistischer Professuren für winzige Einzeldisziplinen gesteigert wurde. Und über diesem philologischen Betrieb, der sich mit der Aufarbeitung der großen Probleme allmählich immer mehr ins kleine ergoß, schwebte nun noch mit breitschattenden Schwingen einem altersgrauen Adler gleich das Dogma vom klassischen Altertum. Gegenüber dieser Auffassung, die auch heute noch nicht ganz erledigt ist, kam es darauf an, den frisch sich erhebenden jungen rein psychogenetischen Disziplinen Luft zu verschaffen, also den Betrieb der Psychogenese als für die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der Dinge maßgebend freizulegen: Völkerkunde und Völkerpsychologie im Sinne einer deskriptiven und einer vergleichenden Geschichtsforschung der niedersten Kulturen zu entwickeln, darüber hinaus die Kultur- und Universalgeschichte zu einem großen Forschungsbereiche der höheren und höchsten Kulturen auszugestalten, und endlich an den inneren Zusammenhang der großen drei für die Disziplinen der Psychogenese, der Völkerkunde und der Kulturgeschichte anzulegenden Institute die Tätigkeit einzelner Institute der vergleichenden Religions-, Rechts-, Literatur-, Kunstgeschichte usw. heranzuziehen. Für diese Institute konnten dann anfangs vornehmlich die Fakultäten der Theologie und der Jurisprudenz mit einem Institut für vergleichende Religionsgeschichte und einem Institut für vergleichende Rechtsgeschichte in Betracht kommen, um das Interesse dieser beiden Fakultäten zu einem Organisationsplane der gedachten Art zu gewinnen und um diese Fakultäten selbst in den aufsteigenden Kreis einer psychogenetischen Betrachtung des menschlichen Seelenlebens hineinzuziehen. Erreicht werden konnten die Ziele dieser speziellen Absicht, die sich erst innerhalb des allgemeinen Interessenkreises der Universitätsreform bewegte, am einfachsten dadurch, daß man diese Institute mit besonders hohen Mitteln ausstattete.

War dies der allgemeine Plan, so kam es, wie man sieht, vor allen Dingen darauf an, die Geldmittel für dessen Durchführung zu gewinnen. Ja dieser Punkt war geradezu der wesentlichste. Es war nicht damit zu rechnen, daß sich die in Betracht kommenden Kollegen der Geisteswissenschaften einer Ausgestaltung ihrer Disziplinen und ihrer Lehrtätigkeit in dem beabsichtigten Sinne ohne weiteres hin-

geben würden. Ganz im Gegenteil: das schärfste Widerstreben mit allen möglichen, namentlich aber auch mit eigentlich unmöglichen Mitteln war zu erwarten. Zum Ziele führen konnte hier nur die gleich am Beginn hervortretende Aussicht auf Zuteilung reicher finanzieller Mittel, die dann auch die Gegner, wenn auch nicht immer aus den edelsten Motiven, für die Sache der Reform gewinnen würde. Dabei lag es in der Natur der Sache, daß für solche Absichten Staatsgelder nicht ohne weiteres beansprucht werden durften, vielmehr drängte sich sofort die Notwendigkeit einer privaten Finanzierung wenigstens der Anfänge auf.

Soweit war ich über die Dinge klar, als ich, gleich in den Anfängen meines Rektorates, am 14. November 1910 dem Kultusminister, Exzellenz Beck, in Dresden über die Sache Vortrag hielt. Ich fand bei ihm, wie auch bei dem Dezernenten, dem Geheimen Rat Schmaltz, starkes Verständnis und außerordentliches Entgegenkommen. Er erklärte sich generell mit dem Plane, der ihm vornehmlich seiner organisatorischen Seite nach vorgetragen wurde, einverstanden und hatte nichts dagegen einzuwenden, wenn ich als Rektor zur finanziellen Durchführung eine Sammeltätigkeit unter wohlhabenden Bürgern zunächst Leipzigs, denn ich glaubte mit Leipzig allein auskommen zu können, begönne; dabei werde, um ein agitatorisches Motiv zur Verfügung zu haben, stark auf die Bedrängnis hinzuweisen sein, in welche Leipzig durch den eben damals stark ventilierten Plan der naturwissenschaftlichen Forschungsinstitute der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Berlin kommen könne: man müsse dem entgegentreten, indem man unter etwas veränderten Umständen, aber mit der gleichen Tendenz rein wissenschaftlicher Betätigung kleine geisteswissenschaftliche Forschungsinstitute an der Universität Leipzig errichte.

Der Erfolg war in Leipzig außerordentlich. Nach wenigen Monaten einer nur nebenbei betriebenen Werbetätigkeit stand annähernd eine halbe Million Mark an großen Geschenken zur Verfügung. Sogleich im Beginn hatte sich der bekannte Afrikaforscher und Teilhaber des Bibliographischen Instituts, Hans Meyer, mit einer Summe von 150000 Mark an die Spitze gesetzt. Nachdem die Summe von annähernd einer halben Million erreicht war, ohne daß auch nur ein Pfennig von anderen als Leipziger Bürgern eingeflossen wäre, glaubte ich, beim Ministerium weitergehen zu können. Es wurde der Entwurf für die Begründung einer Stiftung für Forschungsinstitute vorgelegt, er erhielt die ministerielle Genehmigung und ging dem Senat zur

weiteren Bearbeitung zu. Auch hier fanden sich keinerlei Schwierigkeiten. Der Senat verwies die Angelegenheit an die einzelnen in Betracht kommenden Fakultäten. Diese stimmten zu, und auch die Einwilligung des Senats wurde gewonnen. So schien alles im besten Werden, keinerlei Instanz war ausgeschlossen worden, ein vollständiger Beschluß der Universität lag vor. Gleichwohl hatte das Projekt noch schwere Krisen durchzumachen.[1]) Schließlich aber haben es doch versöhnende Elemente dahin gebracht, in der nur langsam als für die Universität wichtig erkannten Angelegenheit einen Ausgleich zu schaffen und sie zugleich weiter auszustabilieren. In Betracht kam hier namentlich die Tätigkeit des Syndikus des Senats und Vertreters der Universität in der Ersten Ständekammer, des Wirklichen Geheimen Rats Professor Dr. Wach. Exzellenz Wach, der sich von der Fruchtbarkeit des Gesamtgedankens früh überzeugt hatte, hatte inzwischen bei der Regierung, ich denke freilich auf meine Bitte, jedenfalls mit meiner Kenntnis und meinem Einverständnis eine große Summe erbeten, die jährlich in den Landeshaushalt eingestellt werden sollte, um die durch die Stiftung nur für Einzelinstitute mögliche Befruchtung allen geisteswissenschaftlichen Instituten zu verschaffen; weiterhin hatte ich selbst mit der Stadt Leipzig Verhandlungen begonnen, wonach diese sich bereit erklärte, ihrerseits, insbesondere auch zur Förderung der Studien für Völkerkunde, die naturgemäß in Leipzig nur an den großen Sammlungen der Stadt mit Erfolg betrieben werden können, einen beträchtlichen Jahresbeitrag zu bewilligen für den Fall und so lange, als staatliche Mittel für Forschungszwecke an die Universität fließen würden. Aus alledem ergab sich, daß bei Verwendung der Erträgnisse der Stiftungen und unter Hinzurechnen der staatlichen und städtischen Jahresbeiträge die stattliche Summe von etwa 100000 Mark jährlich für die Durchführung der Idee der Forschungsinstitute zur Verfügung stand. Nun kam es darauf an, diese Summe, auf deren Ausschüttung sich trotz ihres Widerspruchs auch die Protestler des Sommersemesters baß freuten, in richtiger Weise zu verteilen. Es war der Punkt, in dem sich die vermittelnde Tätigkeit Wachs unter dem Vorsitz des neuen Rektors Heinrici ganz besonders bewähren konnte und bewährt hat. Das Ergebnis lag schließlich, unter

[1]) Die eingehende Schilderung dieser Vorgänge, die sich an dieser Stelle im Manuskript findet, eignet sich für die Veröffentlichung nicht. Sie ist daher im Druck weggelassen. D. H.

mannigfachem Hinziehen in der Beschlußfassung[1]) noch bis an das nächste Rektorat 1912/13, ja bis 1914, in folgenden Einrichtungen vor, die als staatliche, den Universitätsinstituten als besondere Abteilungen angegliederte Forschungsinstitute begründet wurden[2]): für vergleichende Religionsgeschichte, für Rechtsgeschichte, für Psychologie, für klassische Philologie und Archäologie, für Indogermanistik, für neuere Philologie, für Orientalistik, für Geographie, Geschichte und Kunstgeschichte, für Kultur- und Universalgeschichte, für Völkerkunde, für Volkswirtschaftslehre und für Musikwissenschaft.

---

[1]) Die Urkunde über die König-Friedrich-August-Stiftung für wissenschaftliche Forschung zu Leipzig ist von den Stiftern erst am 31. Januar 1914 unterzeichnet worden. Die erste Sitzung des Verwaltungsrates hat, nachdem die Stiftung mit Dekret vom 29. Juni 1914 genehmigt worden war, am 22. Juli 1914 stattgefunden. In dieser Sitzung wurden das erste Mal Vorschläge über die Verteilung der zur Verfügung stehenden Mittel gemacht. Diese Vorschläge wurden aber infolge des inzwischen ausgebrochenen Krieges hinfällig. Es wurde insbesondere der erstmalige in Aussicht genommene Staatsbeitrag von 150 000 Mark herabgesetzt auf 55 000 Mark Die erstmalige Verteilung wurde sodann in einer Sitzung vom 26. September 1914 vorgenommen. O. H.

[2]) Ursprünglich waren 10 Forschungsinstitute in Aussicht genommen, aber bereits in der Verordnung des Königlich Sächsischen Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts vom 21. Oktober 1914, durch die die staatlichen Forschungsinstitute mit dem 1. November des Jahres ins Leben gerufen wurden, sind 11 Forschungsinstitute aufgeführt. Neu eingefügt war das für Rechtsgeschichte. Bereits mit Verordnung vom 7. November 1914 wurde sodann das 12. Forschungsinstitut für Musikwissenschaft gegründet. O. H.

Roßberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.